



ARCHIWUM  
LEGIONÓW  
i N. K. N.

Nr 1644

17.

Band LII, Heft 5.



# Osterreichische Rundschau

Mitbegründet von Dr. Alfred Freiherrn v. Berger  
herausgegeben von

Leopold Freiherrn v. Chlumecky  
(Politik)

Dr. Karl Glossy  
(Literatur, Wissenschaft und Kunst)

Dr. Felix Freiherrn v. Oppenheimer  
(Volkswirtschaft und soziale Fragen)

6 Hefte vierteljährlich K 6.— = M. 6.—, einzeln K 1.— = M. 1.—.  
Am 1. u. 15. jeden Monats erscheint ein Heft von durchschnittlich 5 Bogen.

## Inhalt:

	Seite
Stimmungsberichte aus Italien . . . . .	193
Herzog von Avarna . . . . . Von Dr. Siegmund Münz	197
Der Kanaltunnel als Verkehrsmittel. Von Ingenieur Hermann Ritter von Littrow	205
Arbeits-Heilkolonien . . Von Oberarzt Dr. Alfred Neumann	209
Vorspiel zu einer Tragödie „Jeremias“ . Von Stefan Zweig	216
Feuilleton: Eine deutsche Naturforscherin und Ärztin des Mittelalters . . . . . Von Dr. Erich von Schrötter	225
Rundschau: Goethe-Forschung im Weltkrieg. Von Professor Dr. Alexander von Weilen. — Eine Vorlesung bei Marie v. Ebner-Eschenbach. Von Margarete Minor. — Eine Schottin über unsere Offiziere. Von —I. — Musikalische Propaganda. Von Dr. D. J. Bach. — Wiener Bühnen. Von Theodor Antrop. — Eine Zeit- schrift für Militärrecht . . . . .	227

Wien und Leipzig. Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung Carl Fromme, Ges. m. b. H.  
Für Deutschland: Georg Stilke, Hofbuchhändler Sr. k. u. k. Hoheit des Kronprinzen  
    des Deutschen Reiches und von Preußen. Berlin N. W. 7.  
Redaktion und Administration, Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telephon Nr. 10817.







## Stimmungsberichte aus Italien.

Seit meinem letzten Brief (der ebensowenig wie die etwaigen früheren an seine Bestimmung gelangte. Anm. d. Herausgebers) war hier die Stimmung manchen Schwankungen unterworfen, und auch die maßgebenden politischen Kreise haben einige ups and downs hinter sich. Nicht so sehr im Verhältnis zum „Erbfeinde“. Hierin hat sich im großen ganzen wenig geändert. Nach wie vor sucht wohl ein Teil der hiesigen geistigen Elite die französische und englische Parole zur Geltung zu bringen, es handle sich um den erhabenen Kampf für Freiheit und Recht gegen die deutsche Autokratie und den deutschen Militarismus. Der größte Teil der Öffentlichkeit und der Politiker kennt aber nur einen Feind und ein Kriegsziel: Osterreich und dessen Zerstörung. Dieses Kriegsziel tritt seit der russischen Revolution und seit den russischen Niederlagen in Galizien noch mehr in den Vordergrund. Man sagt sich, daß die Gegensätze zwischen Osterreich-Ungarn und einem von der Bahn des Panlawismus und einer imperialistischen Balkanpolitik durch die Revolution abgedrängten Rußland bedeutend an Schärfe verloren haben werden. Wenn es daher nicht gelingen sollte, die Monarchie durch Abschnürung von der Adria und durch starke Gebiets-schmälerungen im Südwesten und Südosten, sowie endlich durch Lockerung ihres innerpolitischen Gefüges in ihrem Lebensnerv zu treffen, dann werde Italien mit einem Defizit aus dem Kriege gehen. Denn ein finanziell selbst aufs äußerste geschwächtes, in seinem Gefüge aber unversehrtes Osterreich, das von Rußland nicht mehr bedroht würde, werde Italien gegenüber in Hinkunft weit freiere Hand besitzen als in den seligen Zeiten des Dreibundes. Daher hält man es mehr denn je für unerläßlich, die bereits erworbenen Faustpfänder — Sonzo, Monfalcone, Görz und Albanien — sicher in Händen zu halten und womöglich noch neue Gebiete hinzuzugewinnen, um, als einziger beatus possidens unter den Ententestaaten, möglichst hohe Ansprüche stellen zu können. Man rechnet hiebei auch auf eine baldige Kriegsmüdigkeit Osterreichs und hält es für ausgeschlossen, daß die Monarchie im Falle einer Friedensmöglichkeit diese nicht selbst um den Preis der größten Opfer an Italien ergreift — eine Rechnung, zu der man sich zufolge der vielfachen offiziellen Friedensbeteuerungen Osterreich-Ungarns für befugt hält. — Diese

Hoffnung bewegt das hiesige Volk, die Kriegslasten noch immer ziemlich geduldig zu tragen — womit freilich nicht gesagt sein soll, daß nicht auch hier das Ende sehnstüchtig gewünscht werde. Auf keinen Fall läßt sich aber sagen, daß die Kriegsmüdigkeit eine derartige sei, daß ohne äußeren Anstoß — als welcher freilich bereits ein militärischer Mißerfolg und ein größerer Geländeverlust wirken könnte — die Friedensströmung plötzlich die Oberhand gewinnen könnte.

•*Austriam esse delendam*• ist hier noch immer die Parole, und noch immer wird es gläubig als Axiom hingenommen, Österreich-Ungarn könne und werde aus dem Krieg so geschwächt und verkleinert hervorgehen, daß Italien sich seines einzigen Adria- und zweitgefährlichsten Balkankonkurrenten für immer entledigt haben wird. — Hoffnungen auf zersetzende innerpolitische Vorgänge spielen bei dieser Rechnung eine nicht geringe Rolle, das heißt, man vertraut nicht allein auf die Stärke der Waffen als vielmehr auch auf die Kraft der staatsfeindlichen Agitation in Österreich selbst. — Mit nicht geringer Besorgnis sah man darum der Durchführung des Programmes des Grafen Clam-Martinić entgegen. Man fürchtete, daß es dieser Regierung, die man immerhin als eine Regierung der Kapazitäten bezeichnete, gelingen könne, die Grundlagen für eine parlamentarische Tätigkeit zu schaffen, welche der Vorstellung von den in sich selbst zerfallenen, auseinanderstrebenden und nach auswärts gravitierenden Völkern der Monarchie ein Ende bereiten könnte. Diese Besorgnis hielt auch dann noch an, als die Einberufung des Reichsrates ohne Schaffung der befürchteten Grundlagen erfolgte. Bald atmete man freilich auf. Das Bild war nicht das der Einheit, der Verbrüderung. Vollends beruhigt war man, als die Tschechen erklärten, die Verfassungsfragen seien auf der Friedenskonferenz zu lösen. Damit war ja das Programm Wilsons und der Entente der Verwirklichung um einen Schritt nähergerückt.

Daß trotz alldem ein gewisser slawenfreundlicher Kurs in Österreich vorhält, will man hier nicht mit innerpolitischen, sondern mit außenpolitischen Erwägungen erklären. Man weiß hier allerhand von einer Subordination der inneren Politik Österreichs (nicht jener Ungarns) unter angebliche Forderungen der Außenpolitik zu erzählen und glaubt an die Absicht, durch einen slawenfreundlichen Kurs die Friedensbereitswilligkeit Rußlands zu stärken. Anfangs sah man hier dieser Absicht nicht ohne einer gewissen Sorge zu, doch erkannte man sehr bald, daß diese Pläne, wenn sie wirklich jemals bestanden, auf einer Verkennung der treibenden Kräfte in Rußland beruhten. Nunmehr ist man Rußlands hier wieder ziemlich sicher; nicht mehr als aktiv auftretenden militärischen Faktors, aber man kennt hier die reichen Mittel, über welche die Entente in Petersburg verfügt, und ist überzeugt, daß hiedurch etwaigen Sonderfriedensabsichten jederzeit wirksam entgegengetreten werden kann. In manchen politischen Kreisen wird sogar die durch die Revolution eingetretene militärische und politische Schwächung Rußlands als ein in einer späteren Zukunft für Italien günstiger Faktor gewertet: Sofern es gelingt, die Front im Westen und Südwesten solange intakt zu halten, bis an Stelle Rußlands Amerika in die Waagschale fällt, sei für die Zeit nach Friedensschluß und für diesen

selbst, die Desorganisation Rußlands geradezu ein Vorteil für Italien (wie nicht minder für England). Man komme so um manche schwierige Frage, wie das Dardanellenproblem und Rußlands Ansprüche auf Konstantinopel, leichter herum, brauche die russische Konkurrenz am Balkan nicht mehr zu fürchten, habe Griechenland gegenüber viel freiere Hand und Serbien sei nun in seinen Ansprüchen viel mehr auf Italiens Wohlwollen angewiesen. — Man denkt recht realistisch in Rom, jedwede Sentimentalität ist den hiesigen politischen Kreisen fern, und der *sacro egoismo*, den man früher nur Österreich-Ungarn gegenüber geltend machte, tritt nun nicht nur dem kleinen Serbien, sondern auch dem geschwächten Rußland gegenüber auf.

Vergessen sind die Zeiten, da man voller Hoffnung und Bewunderung zu dem zwar unfreien, aber mächtigen Rußland emporblickte. Nachdem die noch vor wenigen Wochen gehegten Hoffnungen auf die russische Offensive gegen Lemberg und die österreichischen Gebiete (durch welche der U-Bootkrieg in seinem Nerv getroffen und einer italienischen Offensive der Boden geebnet werden sollte) verflogen sind, nimmt man es gar nicht so tragisch, daß die russische Armee nunmehr der Gegenstand so heftiger deutsch-österreichischer Angriffe geworden ist. Wenn schon nicht durch aktives Auftreten, so soll die russische Armee durch weitere — Rückzugskämpfe die Mittelmächte festhalten. Jeder Tag der Kämpfe im Osten verzögert die österreichische Offensive, vor der man hier in jüngster Zeit ernstlich bangte. Wenn, selbst um den Preis großer russischer Niederlagen, der Herbst ohne Angriff Österreich-Ungarns verstreicht, so ist für Italien, nach dem Prinzipie des *sacro egoismo*, soviel gewonnen, daß selbst der eventuelle Verlust der Moldau dafür in den Kauf genommen würde. Denn Italiens Stimmung schwankte in dem nur dem Romanen verständlichen raschen Auf und Nieder, in den letzten Wochen sehr stark zwischen der Hoffnung auf eine eigene siegreiche Offensive (der eben Rußland als Schrittmacher hätte dienen sollen) und der sehr ernststen Befürchtung österreichisch-ungarischer Angriffe, denen man trotz des Bewußtseins der eigenen artilleristischen Überlegenheit doch mit großer Sorge entgegensah.

Und Cadorna weiß es ebensogut wie Sonnino und der König: ein einziger ernstster Mißerfolg — und ganz Italien steht in Brand. Wenn man aber nur noch einige Monate der österreichischen Offensive entgeht, dann glaubt man das „Greater-Italy“ gerettet, denn mit der Möglichkeit österreichisch-ungarischer Angriffe im nächsten Frühjahr rechnet hier niemand ernstlich. Die Aufgabe der russischen Armee besteht also nach Auffassung hiesiger Kreise darin, sich solange dezimieren und wenn es nicht anders geht, auch besiegen zu lassen, bis der Schnee die Rolle des Verteidigers Italiens übernimmt.

Ganz besonders machen sich die von mir erwähnten Stimmungsschwankungen im Verhältnisse zu den Verbündeten geltend. Es gab mehrfachen Anlaß zu Mißhelligkeiten, die zu recht temperamentvollen Auseinandersetzungen führten und zwar, wenn ich recht unterrichtet bin, nicht nur in der Presse, sondern auch zwischen den Verantwortlichen selbst.

Da war vor allem der allgemein bekannte Zwischenfall: der Pariser Beschluß der Freimaurer, daß über die Zugehörigkeit der von Italienern bewohnten,

noch unter Österreich befindlichen Gebieten eine Volksabstimmung entscheiden sollte. Darob hier helle Entrüstung. Denn man weiß sehr gut, daß jetzt, wo der größere Teil der irredentistischen Hezer und der bezahlten Agitatoren jenseits der österreichischen Grenze weilt, die Mehrheit der Bevölkerung sich für den Verbleib im alten Staatsverbande entscheiden würde, trotz des hier mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgten neuen Kurses größerer Nachgiebigkeit, ein Kurs, auf den man hier so manche, gewiß aber falsche Hoffnungen setzt. Der Vorschlag einer Volksabstimmung über die Zugehörigkeit Südtirols, Triests, Istriens und Dalmatiens wurde als ein Manöver der jugoslawischen Kreise angesehen, deren Londoner und Pariser Tätigkeit man schon seit längerer Zeit mit größtem Argwohne verfolgte. Man sah mit wachsender Besorgnis, daß es Pašić und dem einstigen österreichischen Abgeordneten Trumbić durch eine sehr intensive Agitation (der unter anderem auch die Organe „Bulletin Yougoslave“, „The southern Slav Bulletin“ und „Nation Tchèque“ dienten) gelungen war, dem jugoslawischen Programme vielfache Sympathien in einflussreichen Kreisen zu erwerben. Die eigenen imperialistischen Ziele werden bedroht, wenn etwa gar auf die Wünsche der Bevölkerung Rücksicht genommen werden sollte.

Recht harte Worte fielen daher in Rom gegen England und Frankreich, und sie fanden noch lauterem Widerhall, als Balfour in seiner vielkommentierten Rede wohl von der Angliederung Elsaß-Lothringens an Frankreich sprach, aber mit keinem Worte der „legitimen“ Ansprüche Italiens erwähnte, vielmehr betonte, daß den Nationalitäten, welche die alte Monarchie bewohnten, die Möglichkeit gewahrt werden sollte, ihre kulturelle und politische Freiheit zu finden und selbst den Weg zu wählen, auf dem sie zu diesem Ziele gelangen könnten. Ob dieser Rede herrschte hier selbst in den offiziellen Kreisen nicht geringe Entrüstung. Man fand, daß Balfour hiemit nachgerade dem Programme des Kaisers Karl das Wort gesprochen und die Lebensansprüche Italiens ignoriert habe. Zwischen Rom und London, wo sich Sonnino eben aufhielt, soll ein lebhafter Depeschenwechsel stattgefunden haben und es steht fest, daß Sonnino mit aller Energie eine Richtigstellung der Rede Balfours verlangte. Die Londoner Konferenz, bei der außer Sonnino auch Pašić anwesend war, gab hiezu die erwünschte Gelegenheit. Lord Cecil und Lord George wußten außerdem durch geeignete Tischreden die öffentliche Meinung Italiens zu beruhigen, was auch einigermaßen gelang. Sonnino, der vor wenigen Tagen aus London zurückgekehrt ist, war diesmal ausnahmsweise etwas weniger reserviert und unnahbar als sonst, und seine Andeutungen bewirkten, daß man nunmehr die „jugoslawische Gefahr“ etwas weniger tragisch nimmt.

Dabei vollzog sich in den meisten politischen Kreisen eine überraschende Wendung: man zeigt sich einer Verständigung mit Serbien nicht mehr so abgeneigt wie ehedem, einige wollen sogar wissen, daß zwischen Pašić und Sonnino bereits die Grundzüge der Vereinbarung getroffen wurden, wonach Italien auf einen dalmatinischen Küstenstreifen (jedoch nicht auf die vorgelagerten Inseln) zugunsten Serbiens „verzichtet“, dafür sich aber die weitestgehenden handels-

politischen Privilegien sichert. In sonst gut informierten Kreisen wird hiebei versichert, daß Sonnino in London den Eindruck empfangen habe, Englands Interesse an einer Zerstückelung Osterreich-Ungarns sei nicht mehr ein allzu großes. Für England habe Osterreich-Ungarn nur mehr militärisch, keineswegs aber politisch als Gegner zu gelten, und es scheint, als wolle man hier diese Art der Gegnerschaft Englands gegen die Monarchie nicht als volle Gewähr dafür ansehen, daß England Italiens Ansprüche usque ad finem unterstützen werde. Wenn auch der Ton der englischen Presse in den letzten Tagen offensichtlich darauf gestimmt ist, Italien wieder zu beruhigen und wenn auch das, wie hier verlautet, sehr energische Auftreten Sonninos in London nicht wirkungslos blieb, so glaubt man hier doch vorsichtiger zu handeln, wenn man die Abgrenzung zwischen italienischen und serbischen Aspirationen nicht allzu sehr dem englischen Wohlwollen überläßt.

So wird die Haut des Bären verteilt, und man hofft, ihn nicht erst erlegen zu müssen: der Zerfall werde von innen heraus kommen und die Abtrennung der ersehnten Gebiete dadurch leicht fallen. Wenn man in Wien wüßte, wie gewisse innerpolitische Vorgänge und die allzu bescheidene Sprache bei den fast zu oft wiederholten Verkündigungen der Friedensbereitschaft und der Kriegsziele hier aufmunternd wirken, wie dies alles die manchmal sinkenden Hoffnungen neu belebt, die Energie zu neuen Kämpfen steigert und zu neuen Blutopfern aufmuntert, man würde — schon der eigenen Armee und den Söhnen zuliebe, die doch jede Nation draußen an der Front hat, so manches unterlassen, was von der Perspektive des fernen Auslandes gesehen ganz unsäglich erscheint. Nichts würde so rasch die Einigung der Völker Osterreichs herbeiführen, aber auch gleichzeitig das Regierungssystem beeinflussen und ändern, als der volle Einblick in die hiesigen Stimmungen und Wünsche, sowie die Erkenntnis, daß innerpolitische Vorgänge und Maßnahmen in ihren Rückwirkungen oft entscheidenden Waffengängen gleichen!

## Herzog von Avarna.

Von Siegmond Münz.

Zehn Monate nach Eintritt Italiens in den Weltkrieg, im Frühling 1916 ist der letzte Botschafter am Wiener Hofe, Herzog v. Avarna, an den Folgen einer eine Woche früher in der Klinik des römischen Chirurgen Professor Bastianelli vorgenommenen Operation, 73 Jahre alt, dahingeshieden.

Er hat die höchsten Ehren erlangt, die der König zu vergeben vermag, war über ein Jahrzehnt, 1904 bis 1915, Botschafter am Wiener Hofe, zuletzt Ritter des Annunziaten-Ordens und als solcher „Vetter des Königs“. Aber was sind diese höchsten Ehren im Vergleich mit dem Ausklang seines Daseins! Während seiner Wiener Botschafterzeit hatte er zweimal den Dreibundvertrag unterzeichnet. Am zehnten Jahrestag des Antrittes des Botschafteramtes war er gleichzeitig vom König von Italien und vom Kaiser von Osterreich wegen

seiner die Freundschaft der beiden Staaten fördernden Tätigkeit ausgezeichnet worden. Derselbe Mann aber überreichte schon ein Jahr später die Kriegserklärung an Osterreich-Ungarn.

Wenn man ihn mit Milde beurteilen will, so sagt man: Er hatte ein Amt und keine Meinung. Wer das italienische Grünbuch über den Abbruch der Beziehungen zu Osterreich-Ungarn aufmerksam gelesen, weiß, daß Avarna in seinem Innersten für uns nicht ernstlich genug Partei genommen hat. Ein Sizilianer von Geburt, hatte er nichts von dem Feuer seiner Heimatinsel. Daß er, von Natur temperamentlos, für das Land, in dem er zuletzt wirkte, kein rechtes Herz und keine Wärme aufbrachte, als dieses in schwerer Bedrängnis war, muß also nicht allzusehr wundernehmen.

Welch ein ungeheurer Abstand trennt ihn von seinem Vorgänger, dem Grafen Nigra! Dieser, eine Persönlichkeit von höchster Bildung, ein Gelehrter, Schriftsteller, interessanter Weltmann und feiner Diplomat — Avarna nur mit den ärmlichen Behelfen der Karriere ausgestattet, ein regelrechter Routinier. Nigra war auch als Botschafter Aufstraggebern, wie einem Prinetti und sogar einem Crispi gegenüber, nackensteif und selbständig urteilend aus dem Reichtum seiner eigenen Erlebnisse und Erfahrungen heraus — Avarna ein fleißiger und gewissenhafter, vielleicht zu gewissenhafter Mann, ohne die Fähigkeit, gegen die eigene Regierung den Gesichtspunkt des Anstandes und der Vertragstreue zur Geltung zu bringen. Crispi hatte in der Ära Kalnoky-Taaffe dem Grafen Nigra zugemutet, er möchte in Wien Vorstellungen über die innere Politik der Monarchie machen, und Nigra erklärte, er lehne es ab, auf dem Ballplatz vorstellig zu werden, und ziehe es vor, eher seinem Amte zu entsagen als seiner Überzeugung, die dahin gehe, daß Italien im Bündnis mit Deutschland und Osterreich-Ungarn gedeihen, als Verbündeter Frankreichs aber nur Vasall der Republik sein könne. Die Antwort des sonst so selbstherrlichen Crispi war nicht die Abberufung Nigras, nicht das eigensinnige Bestehen auf dem erteilten Auftrag, sondern — die Auflösung der irredentistischen Komitees in Italien.

Hat Avarna dem Minister Sonnino gegenüber, der von lange her sein persönlicher Freund war, eine annähernd ähnliche Sprache geführt wie Nigra einem Crispi gegenüber? Hat Avarna auch nur im entferntesten wie sein Kollege in Berlin, der Botschafter Bollati, gehandelt, der sagte, er würde sich eher eine Kugel in den Kopf schießen, als daß er in der Wilhelmstraße eine Kriegserklärung Italiens zu überreichen wagte?

\* \* \*

Mit vollem Namen hieß er: Duca Giuseppe Avarna di Gualtieri. Die d'Avarna di Gualtieri sind ein altes sizilisches Geschlecht. Der Herzog v. Avarna legte den Hauptteil seiner diplomatischen Laufbahn in einer Zeit zurück, als die Sizilianer sich in allen Zweigen der italienischen Staatsverwaltung hervorragend betätigten. Es hat einen Augenblick gegeben, in welchem nicht nur der Ministerpräsident Italiens (Crispi), der Unterstaatssekretär des Außern (Damiani), der Präsekt von Rom (Gravina), sondern auch der Staatssekretär des Papstes (Rampolla) Sizilianer waren. Als Ministerpräsidenten wechselten

sogar durch einige Zeit zwei Sizilianer ab: Crispi und di Rudini. Die Sizilianer haben während der letzten Jahrzehnte ein ungeheures Stück Arbeit für Italien getan.

Herzog v. Avarna war im März 1843 in Palermo geboren. Dieser Sohn eines reichen Patriziergeschlechts hat es aber nicht gemacht wie so viele Latifundien-, Weinberge- und Schwefelgrubenbesitzer, die den Ertrag des Schweißes der ihnen hörigen sizilianischen Heloten in den großen Städten Italiens oder in Paris verpraßten. Für seine Sizilianer, die Nachbarn Maltas und Afrikas, mag der Herzog etwas Fremdartiges gehabt haben, sowohl in seiner äußeren Erscheinung wie auch in seiner geistigen — soweit man bei ihm überhaupt von Geist sprechen darf — und politischen Persönlichkeit. Ein stark ergrauter Schnurrbart schmückte das kräftig ausgearbeitete, längliche Gesicht, aus dem die Augen schlau beobachtend, wie fragend und wartend blinkten.

Er war der gewissenhafteste und strengste Arbeiter — durch leuchtenden Pflichteifer seinen Untergebenen ein Beispiel. Eine gewisse Bedachtsamkeit war ein Merkmal seines Wesens. Eine etwaige Frage beantwortete er mit einem Duzend Fragen. Er hatte etwas vom Untersuchungsrichter.

Seit einem halben Jahrhundert, seit dem denkwürdigen Jahre 1866, stand er im diplomatischen Dienst. Als Attaché hatte er dort begonnen, wo er als Botschafter und Nachfolger des berühmtesten unter den zeitgenössischen Diplomaten, des Grafen Nigra, einziehen sollte. Er kam zum erstenmal nach Wien, als nicht nur Italien, das eben in den Besitz Venedigs gelangt war, sondern auch Österreich, das eben seinen Frieden mit Ungarn gemacht hatte, in eine neue Entwicklung eintrat. In der Abordnung, die der König von Italien anlässlich der Krönung Franz Josephs zum König von Ungarn im Jahre 1867 nach Budapest entsandte, befand sich auch der junge Herzog v. Avarna. Unter de Barral und Pepoli, den Vorgängern Minghettis und Graf Robilants in Wien, hatte d'Avarna seine ersten Schritte auf dem Gebiete der Diplomatie gemacht. Im Jahre 1869 nach Paris versetzt, traf er hier den Cavaliere Nigra als Botschafter Italiens. Es war ein ausgezeichnete Lehrmeister, der den jungen Attaché heranbildete. Und es war auch ein großer Moment — der Niedergang eines Kaiserreichs. Der Herzog war in Paris mittätiger Zeuge gewaltiger Aktionen und Wandlungen. Wie später als Botschaftsrat in Wien, war er in Paris ein Mitarbeiter des Grafen Nigra. Auch der Botschaftsrat Reßmann nahm sich des jungen d'Avarna an. Oft kam es vor, daß sich der klassisch gebildete Nigra aus dem Lärm der Welt in das stille Heiligtum der Musen, aus den Prunkräumen des kaiserlichen Hofes in die Klosterbibliothek von St. Gallen flüchtete, die Diplomatenuniform ablegte und in vergilbten Schriften blätterte — da war es Reßmann, der die Botschaft leitete. Auch in der Zeit, als die Kommune ihr verheerendes Werk tat, blieben Reßmann und d'Avarna in Paris, während Nigra in der Nähe der Regierung in Tours weilte.

Nigras Nachfolger in Paris war General Cialdini, der während des deutsch-französischen Kriegs im Senat offen eine Allianz mit dem Franzosenkaiser verfochten hatte. Italien war damals vereinzelt im Rate Europas. Der

Quirinal wünschte, wenn auch nicht den Bund, so doch das Wohlwollen des Elysées, und niemand schien berufener, der Förderer dieses Zieles zu sein, als General Cialdini. Dieser hatte eine Ahnung von den Anschlägen des französischen Kabinetts auf Tunis. Schon war der Bey unter die Herrschaft der Republik geraten, als der Botschafter noch immer erfolglose Erklärungen an seine Regierung sandte. Cialdini mußte nun als Opfer der Tunisaffäre mit dem Ministerium Cairoli fallen. Die Politik war nicht das eigentliche Element Cialdinis gewesen. Menabrea ward sein Nachfolger. Reßmann und d'Uvarna hatten sowohl das ausgezeichnete Amtswalten Nigras wie das weniger glückliche Cialdinis in Paris überlebt. Und nun dienten sie schon dem dritten Botschafter. Menabrea war nicht allein Staatsmann und Diplomat, sondern auch Mathematiker und vornehmlich Militär. Er liebte die Ruhe über alles, kümmerte sich wenig um den Lärm der Boulevards und nahm, während es draußen auf der politischen Arena tobte, die Fehde gegen diejenigen auf, die ihm das Andenken des großen Mathematikers Lagrange verkleinert zu haben schienen. Da mußte, um den alten um Italien verdienten General zu schonen, der fast um ein Menschenalter jüngere Reßmann die Augen offenhalten. In Paris war das Bleibende im ewigen Wechsel der Botschaftsrat Reßmann. Mit den dramatischen Momenten des abgelaufenen Jahrhunderts ist wohl sein Name nicht verknüpft, wie der Nigras mit der Schöpfung Cavours, der Cialdinis mit dem Ende des Königreichs Neapel, der Menabreas mit dem Übergang Venedigs von Osterreich an Italien. Reßmann hat nur durch sein diplomatisches Wirken in Paris Bedeutung besessen und Einfluß auf die jüngeren Mitglieder der Diplomatie genommen, insbesondere auf den um ein Jahrzehnt jüngeren, mittlerweile zum Botschaftssekretär vorgerückten d'Uvarna.

Längst hatte die Regierung die Verlässlichkeit des jungen Diplomaten aus Sizilien erkannt und ihn demgemäß mit besonderen Austrägen betraut: 1882 und 1883 ihn zur ersten und zur zweiten Pariser internationalen Konferenz für unterirdische Kabel als Vertreter Italiens entsandt und 1883 vorübergehend mit den Obliegenheiten eines ersten Sekretärs bei der Botschaft in London ausgestattet.

Bald kehrte er wieder nach Paris zurück. In den Pariser Jahren war er den Grafen Goluchowski und Kapnist, späterem russischen Botschafter in Wien, nähergetreten. Nur vorübergehend hat d'Uvarna auch in der Consulta gearbeitet. Es war von Anfang 1885 bis zu Beginn 1886, in der Zeit, als Mancini und nach ihm Robilant dem Ministerium des Außern vorstand.

Bald darauf wurde er als Botschaftsrat dem neuen Wiener Botschafter Grafen Nigra beigegeben. Er war in Wien Zeuge, wie sein Lehrer und Meister mit dem Grafen Kalnoky ein Jahrzehnt lang die Politik des Dreibundes förderte, der von vornherein ein Friedensbund war. Im Palast auf dem Josefsplatz hat d'Uvarna einige diplomatische Erfahrung an der Seite eines Mannes von großem Namen gesammelt. Unter allen diplomatischen Posten nahm einstens in der Bewertung seitens der Italiener der Pariser den ersten Platz ein. Hatte ja Frankreich für die Einheit Italiens so große Opfer gebracht, und so glaubten sich die Italiener den Franzosen gegenüber ver-

pflichteter als irgend einem anderen Volke. Dazu kam auch, daß Paris unter Napoleon III. der Mittelpunkt der Weltpolitik war. . . . Fast durch zwei Jahrzehnte hatte dann Italien in Wien in der Person Nigras seinen hervorragendsten Diplomaten — so große Wichtigkeit ward nunmehr dem Wiener Posten zugeschrieben. Liesen ja in Wien unter anderem die Fäden der Orientpolitik zusammen, der Italien nunmehr aktiver gegenüberstand als jemals. Und dann galt es, das Bündnis mit Österreich-Ungarn glücklich durchzusteuern an mancherlei Hindernissen vorbei, die ihm die öffentliche Meinung in Italien, irredentistische Strömungen und mit der Weinausfuhr nach Österreich zusammenhängende wirtschaftliche Sonderinteressen des Südens in den Weg legten. Der Herzog von Avarna kannte den Wert dieses Bündnisses für Italien und wußte auch von Belgrad und Athen her, wo er in den letzten Jahren gewirkt hatte, welch ein konservatives, dem Frieden dienendes Element Österreich-Ungarn auf dem Balkan sei.

Die große Stellung als Botschafter am Wiener Hofe hätte dem Herzog die Gelegenheit bieten können, seine Kraft dem politischen Bündnis zu widmen, das Italien und Österreich-Ungarn zusammenhielt. Dies tat er, so lange die Zeiten ruhiger waren und es nur galt, Details zu regeln. Aber er versagte, als der Weltkrieg ausgebrochen war.

\* \* \*

Ich erinnere mich, wie mir Nigra in seinem Arbeitszimmer auf dem Josefsplatz die Mitteilung seiner endgültigen Entlassung aus der Diplomatie machte, nachdem er früher schon wiederholt sie vergeblich angesucht hatte. Nun, da Visconti Venosta nicht mehr Minister war, wollte auch er nicht länger Botschafter sein. Mit diesem hatte ihn alte Freundschaft verbunden, hatte er vortrefflich zusammengearbeitet, in den Tagen schon des zweiten wie noch des dritten Viktor Emanuel.

Da fragte ich ihn: „Wer wird Ihr Nachfolger werden?“ Er antwortete: „Ich habe keine Ahnung davon.“ Da meinte ich: „Könnte es nicht der Herzog v. Avarna — damals Gesandter in Bern — werden?“ Ich kam auf diesen Namen, weil ich mich erinnerte, daß der Herzog durch so viele Jahre an Nigras Seite Sekretär und Botschaftsrat in Wien gewesen. Aber gleichzeitig kam mir doch auch in den Sinn, daß er ein Mann von geringer Begabung sei. Somit ich den Namen Avarna nannte, erhob sich Nigra, holte von dem nahen Bücherständer das *Annuario diplomatico* hervor, blätterte darin und stellte fest, daß Avarna unter den Gesandten erster Klasse zufolge der Gewohnheiten des Aufrückens ein Anrecht auf den Wiener Platz hätte. . . . Er enthielt sich aber jeder Äußerung über den Herzog. Als ich im Frühling darauf, 1904, in Venedig weilte, erzählte mir Nigra, der Minister des Außern San Giuliano hätte ihm, bald nachdem Avarna sich in Wien festgesetzt, seine Absicht zu erkennen gegeben, ihn wieder abuberufen. Der geistreiche San Giuliano war sich also keinen Augenblick über den Grad der Fähigkeiten Avarnas im unklaren. Da aber habe ihm Nigra entgegnet: „Sie werden ihn vielleicht durch einen höherbegabten Mann ersetzen wollen. Wer sagt Ihnen aber,

daß dieser besser an seinem Plaze sein wird? Nach Wien gehört ein Mann, der ruhig und taktvoll wirkt. Ein zu lebendiger Geist könnte eher Schaden als Nutzen stiften.“ Und San Giuliano blieb trotz besserer Überzeugung bei Avarna. Wie er aber im Innern über den neuen Wiener Botschafter dachte, der ein Kleingeist, Peinling, Schulsuchs war, schon am frühesten Morgen die Zeitungen las und die Stellen in Massen anstrich, die ausgeschnitten, aufgeklebt und an die Consulta befördert werden sollten, davon zeugt ein Ausspruch, den er zu dem Grafen Lühow, damals Botschafter in Rom, machte: „Alle Fabriken, die in Ihrer Monarchie Kiebegummi erzeugen, werden Bankerott ansagen an dem Tage, an dem etwa Avarna von seinem Wiener Posten scheidet.“ Was ihm also an Phosphor abging, ersetzte er durch Gummi arabicum.

Nigra hatte nicht so unrichtig vorausgesagt. Avarna befestigte sich in seiner Wiener Stellung von Tag zu Tag. Schlaw — furbo — ohne weitblickend zu sein, temperamentlos, ohne einer Art schulknabenmäßigen Eifers in seinem Amt zu ermangeln — diese Eigenschaften kamen ihm in Wien zugute. Während seiner Wiener Amtsjahre war er der Schrecken des Ministeriums des Äußern und seiner Genossen von der Diplomatie. Nicht selten erschien er Tag für Tag im Hause auf dem Ballplaze. Aberaus gründlich, plagte er ob jeder Kleinigkeit den Minister, die Sektionschefs und Referenten mit seinen überlangen Besuchen. Konnte man wegen eines anwesenden fremden Diplomaten beim Minister oder seinen Gehilfen nicht vorkommen und ward die Geduld auf die härteste Probe gestellt, so wußte man: Avarna ist drinnen, der umständliche Pedant, der niemals zu Ende kommende Kleinigkeitskrämer. Aber er galt doch als durchaus verläßlich, genoß sogar gewisse Sympathien auf dem Ballplatz, wo es keineswegs an ihm ebenbürtigen Geistern fehlte. Ein tragisches Geschick wollte es, daß nur wenige Monate gemeinsamen und gegenfälllichen Wirkens (1915) dem Herzog v. Avarna und dem Baron Burian beschieden waren.

Man wird einwenden: Warum halten wir uns bei einer kleinen Figur wie Avarna überhaupt auf? Es geschieht in dem vollen Bewußtsein, beizutragen, wie sehr Axel Orenstjerna Recht hatte, seinen Sprößling, der sich für zu geringen Geistes hielt, um einen Gesandtenposten anzutreten, mit den Worten zu ermutigen: Weißt du denn nicht, mein Sohn, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird? Es ist bezeichnend, daß der große schwedische Kanzler gerade mit Bezug auf einen anzutretenden Gesandtenposten jene Worte gesagt haben soll, die in anderer Form auch dem Papst Julius III. in den Mund gelegt werden, der gar hundert Jahre vor dem Berater Gustav Adolfs lebte. Orenstjerna der Vater hatte ja selbst als Gesandter am Mecklenburgschen Hofe gewirkt.

Da mag sich wohl überhaupt die Betrachtung aufdrängen: Wie kommt es, daß Söhne sogenannter großer Familien mit Leichtigkeit und Unbesorgtheit in hohe Stellungen hineinwachsen, wo Menschen einfachen bürgerlichen Namens vor der Größe der Verantwortung und dem Inhalt des Amtes zurückschrecken würden? Die Antwort ist nicht allzu schwer: Die einen denken

mehr an Schaustellung als an Arbeit, und die Sicherheit, mit der sie, die Sport- und Befehlsgewohnten, von früh an die Herrschaft über das Pferd und die Lakaien hatten, findet sie vorbereitet, auch die Herrschaft über die Welt oder doch einen Ausschnitt aus derselben anzutreten. Zuweilen geschieht es allerdings, daß der Grandseigneur, an das Steuer gestellt, das Schiff nicht einmal schlecht lenkt. Die Sicherheit, mit der er, von Sachkenntnis nicht befangen, auftritt, ist an sich ein Element des Erfolges. Dazu nicht selten ein von Streberei freies Wohlwollen für seine Berater, dessen der Emporkömmling nicht immer fähig ist. Avarna freilich brachte nur das Namenserbe in sein Amt, war aber eine Eschinovniknatur wie Burian. Daß seine schöne Frau, eine feurige russische Fürstentochter, eine Dolgoruki, es an der Seite des langweiligen Gatten nicht für die Dauer ausgehalten, dies hatte beigetragen, den ohnehin grau veranlagten Mann noch grauer zu stimmen. Als er seinen Wiener Posten antrat, hatte er hinter sich einen Prozeß gegen seine Gattin, die einem neapolitanischen Landsmann von ihm den Vorzug vor ihm eingeräumt, einen Colonna-Stigliano zum Vater gemacht und dem Kinde den Namen des an dem Dasein desselben durchaus unbeteiligten Avarna gegeben hatte. Das Gericht entschied für diesen und nahm dem Kinde die Berechtigung, den klangvollen Herzognamen zu führen.

\* \* \*

In normalen Zeiten konnte sein Beamteneifer den Geschäften gerecht werden. Ernsten Schwierigkeiten jedoch war er wenig gewachsen, und die Minister in Rom waren doch vorsichtig genug, ihm jeweilen einen ihm geistig überlegenen Botschaftsrat beizugeben. Zuerst war es der Marchese Andrea Carlotti di Riparbella aus Verona, gegenwärtig Botschafter in Petersburg, der mit seinem feuerroten Barte und seinen hellblauen Augen nichts weniger als italienisch aussah. Man konnte ihn für einen Bayern halten. Unschwer kam man auf den Gedanken, daß dieser Landsmann Romeos und Giuliettas Longobardenblut in seinen Adern habe. Wie das Unheil vorahnend, das der göttliche Don Gabriele (D'Annunzio) eines Tages über sein Vaterland bringen sollte dadurch, daß er sich nicht mehr begnügte, Tinte und Champagner fließen zu lassen, sondern auch froh zusah, wie das Blut der Söhne Italiens in Strömen floß, machte Carlotti seiner Schwägerin, der Witwe seines Bruders, der Tochter di Rudinis, einer der vielen Freundinnen D'Annunzios, den Prozeß, weil sie in ihrem Liebeshandel mit dem göttlichen Dichter, der von den Frauen nicht nur Liebe, sondern auch Geldopfer forderte, ein Stück Vermögen verpraßt hatte, wodurch ihre Kinder, Carlottis Mündel, verkürzt waren. So ward denn d'Annunzios Name wieder einmal durch die Gasse geschleppt.

Carlotti war ein feingebildeter Geist und erinnerte eher an Nigra als an Avarna. Er hatte längere Zeit in Konstantinopel gewirkt und sprach auch etwas griechisch und türkisch. Er hatte ganz das Zeug, sich in fremde Seelen und Völker hineinzuleben, war ein außerordentlich anziehender Mensch und erfreute sich in Wien vieler Beliebtheit. Auf einer Orientreise traf ich ihn später als Gesandten in Athen. Dort wandelte der mit dem Stempel der

Klassizität geprägte Mann mit Bewußtsein auf den Spuren der Alten. Zuvor war er Kabinettschef San Giulianos gewesen. Diesem Skeptiker, dem engeren sizilianischen Landsmann des Freidenkers Lucrez, stand nun der weicher besaitete, engere Landsmann Catulls zur Seite. Der gute Geschmack San Giulianos hatte den Kabinettschef als Gesandten für Athen ausersehen. Verständnissvoll fühlte dieser als ein dem Hellenentum nicht Fremder mit den Griechen in den kretensischen Wirren. Avarna dagegen, der einige Jahre früher dort Gesandter gewesen, wußte vom Griechentum soviel wie der Blinde von den Farben, und die Akropolis sagte ihm nicht viel mehr als dem vormaligen Gesandten in Belgrad der Kalimegdan oder dem späteren Botschafter in Wien der Kahlenberg. Vielleicht sage ich auch damit zu viel. Er hatte so wenig historisches Bewußtsein, daß er wohl nicht einmal an das diese drei Ausflugsziele und Aussichtspunkte Verbindende gedacht haben mag: daß Akropolis, Kalimegdan und Kahlenberg das Gemeinsame haben, daß der Türke vormals auf allen dreien die Fahne des Propheten gehißt hatte. Carlotti war ehemals Sekretär des Ministers des Außern Baron Blanc — in der Ara Crispi — und ich erinnere mich, daß er mir erzählte, daß Blanc dem Gedanken gelebt habe, den Dreibund durch Einbeziehung Spaniens zum Vierbunde auszugestalten. Dies jedoch ward niemals Wirklichkeit. Es ist mir auch in Erinnerung, wie Carlotti einmal als Geschäftsträger den von irredentistischen Anspielungen des Königs der drahtlosen Telegraphie, Marconis, in Wien hervorgerufenen peinlichen Eindruck wegzuwischen sich bemühte. Als Festredner nämlich hatte dieser der Hoffnung Ausdruck gegeben, es würde durch den drahtlosen Telegraphen in nicht fernem Tagen über die Adria die Kunde heben von Italiens Siegen.

\* \* \*

Carlotti und die Herren der Botschaft alle arbeiteten in einem dunklen Verlies im Palais Palffy auf dem Josefsplatz, das auf die Dorotheergasse schaute und auch bei Tag beleuchtet werden mußte. Drei kleine Räume mit Riesenkästen, die das Botschaftsarchiv bargen. Dieses reichte, soweit es das Königreich Italien betrifft, in das letzte Drittel des neunzehnten Jahrhunderts zurück. Seit Anfang 1867 bis zum Eintritte in den Weltkrieg waren die Vertreter Italiens am Wiener Hofe Graf de Barral, Marchese Napoleone Pepoli, Marco Minghetti, Graf Robilant, Graf Nigra und Herzog v. Avarna. Ein längeres Wirken war nur den drei letzteren vorbehalten: Robilant, zuerst Gesandter, dann Botschafter, war über vierzehn, Nigra über achtzehn, Avarna über elf Jahre in Wien tätig. Dieser erlebte die Genugtuung, einen eigenen Botschaftspalast für Italien erwerben zu dürfen, und es schmeichelte dem italienischen Selbstbewußtsein nicht wenig, daß es der Palast des Fürsten Metternich auf dem Rennweg war, also die ehemalige Residenz jenes Staatskanzlers, dem die Bekämpfung der Verwirklichung der italienischen National-einheit Lebenszweck und Italien nur ein geographischer Begriff gewesen. Aber nur etwas über ein Jahr war es ihm gegönnt, den von dem italienischen Ingenieur De Toma instand gesetzten Palast zu bewohnen.

Am 23. Mai 1915 überreichte er auf dem Ballplaze die Kriegserklärung Italiens, und im Frühling 1916 segnete er das Zeitliche, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sich Cadornas als recht kurzweilig gedachter Spaziergang nach Wien etwas mühselig gestaltete. Noch sollten Monate vergehen, ehe der jüngste aus dem Geschlecht der modernen Scipionen, Scipio Austriacus, auch nur vor Görz anlangte. So hatte sich die Politik, die zuletzt Herzog v. Avarna in Wien zu verdolmetschen verurteilt war, als trügerisch und undankbar erwiesen. Und er hatte nicht einmal das Bewußtsein ins Grab genommen, den Treubruch Italiens durch stolze Preisgebung seines Amtes gestraft zu haben.

## Der Kanaltunnel als Verkehrsmittel.

Von Ingenieur Hermann R. v. Littrow.

Vor fünfzig Jahren ist das Projekt, einen Tunnel unter dem Kanal zu führen, zuerst aufgetaucht, bereits im Jahre 1867 war es auf der Weltausstellung in Paris zur Schau gestellt, im Jahre 1873 erhielt dasselbe die amtliche englische Zustimmung. Ende der Siebzigerjahre begann der Bau einer größeren Probestrecke in England und Frankreich, welcher Bau im Jahre 1886 eingestellt wurde. Kommerziell und politisch wechselte die Lage der am Bau des Probestückes beteiligten Gesellschaften, da anfänglich nur auf französischer Seite Sympathie zu finden war, während später das kommerzielle Interesse auf englischer Seite überwog.

Erst als Lord Wolseley die Untertunnelung des Kanals als militärisch gefährlich für das Inselreich erklärte und die „Times“ gegen den Tunnel zu agitieren begann, ja den Tunnel im September 1913 schließlich eine Tollheit nannte, wandte man sich in England von demselben ganz ab. Technisch hat das Projekt viel weniger Wandlungen durchgemacht. Als dasselbe feste Formen anzunehmen begann, stand bereits ziemlich fest, daß der Tunnel aus zwei Rohren bestehen solle, welche sich gegen die Kanalmitte ungefähr auf 100 Meter Tiefe unter den Meerespiegel senken würden, somit durchschnittlich etwa in 100 Meter Tiefe unter dem Meeresgrunde verlaufen würden. Am Tiefpunkt war ein Entwässerungskanal vorgesehen, der von jenem Punkt zu einer Küste verlaufen sollte, wo eine Pumpstation errichtet würde. Die Zufahrtsrampen, um die Tiefe zu erreichen, hatten anfangs etwas andere Gestalt, sie wurden jedoch, als die militärische Opposition in England einzusetzen begann, derart geändert, daß die Trasse auf der französischen Seite über einen langen Viadukt im wirksamen Bereiche von Schiffsgeschützen verlief. Auf englischer Seite wurde die Rampe ebenfalls so weit geändert, daß die Geschütze einiger Außenforts von Dover dieselbe bestreichen konnten. Diese Gestalt erreichte das Projekt ungefähr im Jahre 1900 und hat sie bis jetzt unverändert beibehalten. Heute hat der militärische Widerstand Englands gegen die Ausführung in das Gegenteil umgeschlagen. Ob die Ursache hiefür die Bedrohung englischer Militärtransporte durch die Unterseeboote und Zerstörer unseres Ver-

bündeten ist, oder ob man in England an die lange Dauer der Freundschaft mit Frankreich nicht mehr glaubt (siehe die Aussagen französischer Gefangener über das Verhältnis zu England in der Tagespresse) und das besetzte Calais dieserart für immer an England ketten will, damit es als nördliches Gibraltar den Kanal sperre, soll hier nicht besprochen werden, da vorliegende Zeilen den Chancen des Kanaltunnels als Verkehrsmittel des Friedens, für welchen Zweck derselbe ursprünglich geplant war, gewidmet sind. Natürlich wird sich sowohl England als Frankreich dagegen sichern müssen, daß das friedliche Verkehrsmittel dereinst zu einer militärischen Invasion benützt werde. Hiefür genügt aber eine Entgleisungsweiche an jedem Tunnelende in Verbindung mit einem Wassereinlaßschieber vollkommen. Diese Sicherungen kosten insgesamt nur 40.000 bis 50.000 Franken, und werden daher bei der Tunnelprojektierung und Finanzierung gar nicht in die Wagschale fallen. Die Projektanten nehmen in Aussicht, daß der Reisendenverkehr über Dover—Calais von  $1\frac{1}{2}$  Millionen im Jahr auf 5 bis 6 Millionen steigen werde und daß dem Tunnel überdies eine Gütermenge von  $1\frac{1}{2}$ , ja nach der höchsten Schätzung sogar  $5\frac{1}{2}$  Millionen Tonnen Güter zuschießen werde, welcher Verkehr durch täglich 20 bis 30 Personenzugpaare und 30 bis 40 Güterzugpaare bewältigt werden soll. Die Zahlen stimmen untereinander ganz gut. Es bleibt jedoch sehr fraglich, woher diese Menge von Personen und Gütern genommen werden soll, in was für Wagen sie befördert würde und schließlich mit welcher Geschwindigkeit die Güterzüge im Kanaltunnel rollen sollen.

Die letzte dieser Fragen ist mit wenigen Worten zwar nicht zu beantworten, aber wenigstens zu erklären. Die 30 Personenzüge müßten auf der Tunnellinie, die auf französischer Seite in Wissant (an der Linie Boulogne s. M. (Dutremet)—Calais (St. Pierre) beginnt, in Sangatte den eigentlichen Kanaltunnel erreicht und selben in Shakespeare Cliff verläßt, um nächst der Station Dover Priory die alte Hauptbahn nach London zu erreichen, mit englischer Schnellzuggeschwindigkeit verkehren. Diese beträgt 60 englische Meilen oder ungefähr  $96\frac{1}{2}$  Kilometer per Stunde. Eine so hohe Geschwindigkeit ist nötig, um die Schiffskonkurrenz zu bekämpfen. Es betrüge nämlich dann die Fahrzeit durch den Tunnel inbegriffen die Aufenthalte für den Wechsel von Dampf- und elektrischen Lokomotiven ungefähr 70 Minuten gegenüber der fahrplanmäßigen Dampferfahrzeit samt Zufahrt und Umsteigen von 130 Minuten. Da nun die 70 täglichen Personen- und Güterzüge einander in höchstens 20 Minuten folgen müssen und im Tunnel keine Möglichkeit besteht, Güterzüge durch Personenzüge zu überholen, müßten die Güter mit derselben Geschwindigkeit gefahren werden. Für solche Geschwindigkeiten sind aber die kontinentalen Güterwagen, welche normal mit 50, höchstens 70 Kilometer per Stunde verkehren, kaum geeignet, noch weniger jedoch die englischen, die überhaupt keine während der Fahrt bedienbaren Bremsen haben. Die englischen Bahnen besitzen überdies keine offenen Wagen für Parteigüter. Diese werden in England normal durch Vermieter beige stellt und sind trotz Beaufsichtigung durch die Bahnen so minderwertig in Material und Erhaltung, daß fast die meisten Betriebsanstände englischer Güterzüge durch diese Wagen

veranlaßt werden. Diese Wagen würden daher auch bei geringerer Geschwindigkeit im Tunnel bald sehr störende Verstopfungen, wenn nicht Unfälle schwererer Art hervorrufen.

Die zweite Frage, die des Wagenparkes, der den Tunnel durchlaufen soll, läßt sich im Anschlusse an obige Bemerkungen über Wagen auch in Kürze klären.

Die kontinentalen Personenwagen von 3·10 Meter Breite und 4·15 bis 4·65 Meter Gesamthöhe könnten nämlich auf der neuen Linie bis Dover Priory verkehren, dort müßte aber unbedingt in englische Wagen umgestiegen werden, welche bei 2·54 Meter Breite nur 3·40 Meter hoch sind. Es ist sogar nicht gut möglich, wenigstens die Linie bis zu einem der Londoner Terminusstationen für kontinentale Personenwagen umzuwandern, weil sonst die englischen Personenwagen, die fast keine seitlichen Ausstritte haben, nicht mehr genügend nahe an die Perrons kämen. Die umgekehrte Abhilfe, englische Personenwagen wenigstens bis Paris laufen zu lassen, erscheint auch nicht gut durchführbar, weil die französischen Perrons auf der Strecke dahin zu niedrig für sie wären und wahrscheinlich viele Reisende aus den engen englischen Wagen in Dover oder unterwegs in die geräumigeren französischen mit Seitenkorridor umsteigen würden, so daß die direkten Wagen London—Paris leer ankommen und leer rückkehren würden.

Französische Güterwagen und solche aller übrigen Kontinentalstaaten könnten vielleicht nach London und auch auf alle englischen Bahnen übergehen; da jedoch der Güterverkehr fast ausschließlich von England nach Frankreich und nicht umgekehrt läuft, wäre hiemit nicht viel geholfen. Englische Güterwagen könnten hingegen nach Frankreich laufen, wenn zwischen selbe einige mit unterwegs bedienbarer Bremse geschaltet würden. Beliebt werden aber solche Wagenübergänge in Frankreich nicht sein, und zwar teilweise wegen der minderen Qualität der englischen Wagen, teils wegen ihres geringen Fassungsvermögens, teils wegen der fremdartigen Wagenabrechnung.

Wiel umfangreicher gestaltet sich die Klärung der ersten Frage, betreffend Herbeischaffung der für die Tunnelverbindung nötigen Reisendenzahl und Gütermengen. Unter den bestehenden Verbindungen England—Festland hat nämlich die Linie Dover—Calais die geringste Überfahrtsdauer, aber auch die höchsten Personensfahrpreise, ein eigentlicher Güterverkehr besteht auf dieser Linie überhaupt nicht. Infolge der hohen Personensfahrpreise besteht eine größere Zahl Konkurrenzlinien, die teilweise sehr frequentiert sind und in der Hand mächtiger Verwaltungen liegen, die unbedingt dem Tunnelweg Konkurrenz machen werden, auch, da einige für viele Relationen, insbesondere die Verbindung der südlich und östlich von Köln gelegenen Orte eine etwas schnellere Fahrt nach London als über Calais bieten. Folgende Hauptlinien wären hier zu nennen: Boulogne—Folkestone (macht dem Tunnel keine Konkurrenz, da im Syndikat Dover—Calais inbegriffen), Dieppe—Newhaven (macht so lange keine Konkurrenz, als die französische Regierung will, da die Linie an die französische Staatsbahn anschließt), Folkestone—Blissingen (direkte Linie nach Holland), Dover—Ostende (belgische Staatslinie), Queen-

borough—Blissingen (holländische Verbindung), Harwich—Antwerpen, Harwich—Hoek van Holland (holländisch-englische Verbindung), Harwich—Hamburg und viele kleinere. Auf englischer Seite sind an diesen Dampferlinien interessiert die London-Brighton S. C. Bahn, Great-Zentral, Lancashire-Yorkshire, Great Eastern und sogar die London South Westernbahn ab Southampton. Die meisten dieser Bahnen besitzen selbst Dampfschiffe, die sie durch Fracht und Reisende verzinsen, weshalb sie bei billigen Personentarifen konkurrenzfähig trotz der Furcht vor der Seekrankheit bleiben.

Im Güterverkehr wird, abgesehen von den bereits erwähnten Wagen-schwierigkeiten, noch der Umstand mitspielen, daß von den zur Verzinsung des Tunnels nötigen  $1\frac{1}{2}$  bis  $5\frac{1}{2}$  Millionen Tonnen der größte Teil aus englischer Steinkohle bestehen müßte, da diese bereits jetzt als Hauptmassenartikel zwischen England und Frankreich gefahren wird. Kohle verlangt aber keine große Geschwindigkeit, sondern hauptsächlich billige Tarife.

Sie wurde beispielsweise für Paris bis nun fast ausschließlich durch Seedampfer bis Rouen und von dort mittels Schleppkähnen nach Charenton an der Seine befördert und gleich dort für den Pariser Lokalbedarf auf Fuhrwerke umgeladen.

In Friedenszeiten wurde Kohle von Cardiff oder Swansea um ungefähr  $8\frac{1}{2}$  Franken per Tonne bis in die Schleppkähne in Rouen gebracht, ein kleinwenig mehr kostete der Transport aus dem Newcastle-Revier. Die übrigen englisch-schottischen Kohlenfelder kommen für Frankreich nicht in Betracht, da die schottische Westküste zu weit entfernt ist, an der schottischen Ostküste in Methyl aber nur eine in Frankreich unverkäufliche minderwertige Kohle (Marke Dysart) verladen werden kann. Der Transport von Kohle ab Cardiff würde per Bahn inbegriffen Wagenmiete und abzüglich einer großen Refaktie in Friedenszeit etwa 4 Franken ab Newcastle Revier ungefähr  $8\frac{1}{2}$  Franken kosten. Da nun die per Bahn in Wissant, beziehungsweise Calais ankommende Kohle am Bahnwagen bleiben müßte und nicht in Rouen die Seine-schiffahrt erreichen kann, würde diesseits des Kanals auch ein hoher Eisenbahnfrachtsatz resultieren, so daß auch für die bescheidensten Ansprüche der Kanaltunnelgesellschaft, welche etwa 6 Franken pro Tonne Gut benötigte, kein Geldrest mehr übrigbliebe. Kohle würde daher nicht nach Paris durch den Kanaltunnel rollen und noch weniger nach allen anderen Seeplätzen des Festlandes, die ja englische Kohle hauptsächlich wegen der billigen Wasserfracht beziehen. Diese Verhältnisse sind in England bekannt, da ja die Macht der englischen Handelsmarine zum großen Teil auf dem Preisunterschiede zwischen See- und Landfracht beruht. Sie werden öffentlich besprochen werden, bis das Kanaltunnelprojekt aus der Sphäre der militärisch-diplomatischen Erwägungen in den nüchternen Kreis des Finanz- und Kaufmanns herabgestiegen sein wird. Dann wird die Sympathie für den Kanaltunnel in England abflauen, ja vielleicht wird der Tunnel nach Calais ebenso romanhaft bleiben wie Kellersmanns Tunnel unter dem Ozean, der freilich von Anfang an als Roman gedacht war.

## Arbeits-Heilkolonien.

Vom Landsturm-Oberarzt Dr. Alfred Neumann, derzeit Kommandant eines Epidemielaboratoriums der Salubrit. Kommission des 1. Armeekommandos.

Die Frage der Volksvermehrung und deren Schädigungen sind schon in den letzten Jahren des Friedens Gegenstand eifrigen Studiums gewesen. Damals handelte es sich im wesentlichen um die seit einiger Zeit immer deutlicher werdende Verminderung der Geburtenzahl und die Methoden zu deren Bekämpfung. In den letzten drei Jahren ist eine noch viel eingreifendere Verminderung der Bevölkerungsziffer durch den Krieg eingetreten. Während aber die Herabsetzung der Geburtenzahl die jüngste Generation betrifft, wird durch den Massenmord des Krieges in erster Linie die Zahl der im mittleren Alter stehenden Männer in erschreckender Weise gemindert. Trotzdem sind auch jetzt die Mittel, welche in den vielen Arbeiten und Diskussionen zur Vermehrung der Bevölkerungszahl empfohlen werden, dieselben wie vor dem Kriege: Säuglingsschutz, Mutterschutz usw. Ohne die Bedeutung aller dieser Maßnahmen zu unterschätzen, scheint es aber doch notwendig, darauf hinzuweisen, daß die Frage der Volksvermehrung nicht ausschließlich von diesem Standpunkt aus zu behandeln ist. Die folgenden Zeilen haben den Zweck, zu zeigen, daß es einen zweiten Weg gibt, auf dem eine Bekämpfung der fortschreitenden Bevölkerungsabnahme möglich ist.

Die bestehenden Wohlfahrtseinrichtungen, namentlich die Krankenkassen, haben eine weitgehende Verbesserung der Pflege der an akuten Krankheiten leidenden arbeitenden Bevölkerung herbeigeführt. Man kann sagen, daß diese Pflege nicht schlechter, oft aber, besonders wenn sie in den Krankenhäusern durchgeführt wird, besser ist als die Pflege, welche Personen des Mittelstandes zu Hause erfahren. Demgegenüber ist aber der Arbeiter bei chronischen Krankheiten weit mehr geschädigt als der Wohlhabende. Denn seine wirtschaftliche Sicherheit, die ja fast immer auf der eigenen Arbeit basiert, gestattet ihm nicht, auf seine Pflege diejenige Intensität zu verwenden, wie es der Wohlhabende imstande ist. Die Folge davon ist, daß chronische Erkrankungen bei den Minderbemittelten seltener zur Ausheilung gelangen, daß sie früher zum Tode führen und daß sie einen stärkeren Einfluß auf die wirtschaftliche Sicherheit ausüben als bei den Reichen. Der Arbeiter muß, sobald er nicht mehr spitalsbedürftig ist, d. h. sobald die akute Erkrankung, oder das akute Stadium der chronischen Krankheit abgeklungen ist, sofort wieder die Arbeit aufnehmen. Schon dadurch wird eine mögliche, vollständige Heilung oft verhindert, oder das Leben verkürzt; noch mehr aber dadurch, daß er, an einer chronischen Krankheit leidend, nicht in der Lage ist, sich auf diejenige Arbeitsmenge zu beschränken, welche er, entsprechend dem Leiden, ohne Schaden leisten könnte, und weil er, teils aus Mangel an Zeit, teils aus Mangel an Geld, weder eine kunstgerechte dauernde Behandlung des Leidens mitmachen, noch eine entsprechende Lebensweise führen kann. Eigentlich der wichtigste Teil der Behandlung bleibt hier dem Patienten und dem Arzt versagt.

Eine einzige Ausnahme bildet die Heilstättenbehandlung der Tuberkulose.

Ausgehend von den Bestrebungen und Erfolgen Brehmers, hat die Anstaltsbehandlung der Tuberkulose, wenigstens in Deutschland, eine sehr große Ausdehnung gewonnen, zum Segen des Einzelnen, der Familie und des Staates. Danach könnte es auffallend erscheinen, daß dieses Beispiel nicht auch die Errichtung von Anstalten für die anderen chronischen Krankheiten zur Folge gehabt hat. Doch waren die Verhältnisse für die Tuberkulose günstiger als für andere chronische Leiden. Für den Wert der chronischen Behandlung der Tuberkulose in Heilstätten lag ein deutlicher Beweis in den Erfolgen Brehmers vor. War dies der Grund, warum sich diese Behandlung bald Freunde unter den Ärzten erwarb, so dürfte die Hoffnung auf Heilung der im Volke als absolut tödliche Erkrankung geltenden Tuberkulose hinreichend propagierend bei den Kranken und ihrer Umgebung gewirkt haben.

Viel ungünstiger liegen die Verhältnisse bei den anderen chronischen Krankheiten. Nicht als ob deren Behandlung ohne Erfolg wäre. In den privaten Spezialanstalten werden jahraus, jahrein eine große Zahl von Herz-, Nierenleidenden, Magen- und Stoffwechselkranken mit Erfolg behandelt. Schon die Tatsache, daß dieselben Kranken oft viele Jahre hintereinander immer wieder die Anstalt, in der sie behandelt werden, aufsuchen, spricht dafür, daß die Behandlung ihnen, trotz der meist kurzen Dauer von vier Wochen, Erfolg gebracht hat. Aber auch der Arzt kann sehr häufig objektive Besserungen an den Patienten feststellen. Wenn also auch die Behandlung der anderen chronischen Leiden deutliche Besserungen zeitigt, so sind diese Besserungen viel weniger in die Augen springend, als es die Resultate bei der Tuberkulose oft sind. Ein fiebernder Spigenkatarrh gibt deutlich den Eindruck eines schweren Leidens mit völliger Arbeitsunfähigkeit; die Beseitigung des Fiebers, die Besserung des Ernährungszustandes kann den Kranken wieder für längere Zeit arbeitsfähig machen und ihm die Empfindung völliger Gesundheit bringen. Wird aber jemand durch eine zweckentsprechende Behandlung von Funktionsstörungen des Magens befreit, so wird dadurch vielleicht eine Verlängerung des Lebens erzielt, die Besserung wird auch wohlthuend empfunden, aber der Kranke war mit und trotz der Krankheit bis zu einem gewissen Grad arbeitsfähig gewesen, und somit ist der momentane Erfolg nicht so deutlich wie bei der Behandlung der Phthisiker, mag auch die Vergrößerung der Arbeitsfähigkeit und die Verlängerung des Lebens bedeutender sein als dort.

Dieses gewissermaßen bescheidenere Auftreten der Behandlungserfolge anderer chronischer Krankheiten mag einer der Gründe gewesen sein, warum das Beispiel der Anstaltsbehandlung nicht auch auf andere Erkrankungen weiterer Kreise übertragen wurde. Der wichtigste Grund aber ist zweifellos der, daß die Ausdehnung der öffentlichen Behandlung auf die große Zahl der an chronischen Krankheiten Leidenden mit den Mitteln, welche den Krankenkassen zur Verfügung stehen, nicht möglich ist. Die Beiträge, welche die Versicherten an die Kassen zahlen, reichen dafür aus, ihnen die Behandlung bei akuten Krankheiten und eventuell in geeigneten Fällen bei Tuberkulose zu sichern. Wollte man die Versicherung auch auf andere chronische Krankheiten aus-

dehnen, so müßten die Beiträge eine solche Höhe erreichen, daß sie mit dem Einkommen der Versicherten in einem krassen Mißverhältnis stünden, es vielleicht sogar übersteigen würden.

Es läge aber auch ein großer wirtschaftlicher Fehler darin, alle oder auch nur einen Teil der chronischen Kranken in den gleichen Heilanstalten wie die akut Kranken durch Monate oder vielleicht Jahre, d. h. solange zu behandeln, bis sie entweder geheilt oder soweit gebessert sind, daß sie ohne Schaden für ihren Gesundheitszustand die Arbeit wieder voll aufnehmen können. Selbst das Zurückhalten der akut Kranken bis zu diesem Zeitpunkt wäre nicht ökonomisch. Denn bis dahin durchlaufen sie alle Grade der Erwerbsfähigkeit. Wirklich unfähig, irgend eine Arbeit zu leisten, ist eigentlich nur der Schwerkranke; schon der Rekonvaleszente kann eine seinem Zustand entsprechende Arbeit aufnehmen und wird in den Spitälern allgemein auch dazu herangezogen, indem er verhalten wird, den Pflegerinnen bei der Reinigung der Krankenzimmer und der Wartung der Schwerkranken behilflich zu sein. Der chronisch Kranke steht in seiner Leistungsfähigkeit zwischen dem akut Kranken und dem Gesunden. Seine Arbeitskraft bis an jene Grenze auszunützen, wo die Arbeit ohne Schädigung getragen wird, und ihm gleichzeitig die für seinen Zustand entsprechenden Lebensbedingungen zu bieten, es ihm zu ermöglichen, daß er neben seiner Tätigkeit auch seiner Gesundheit leben und vielleicht seine volle Wiederherstellung erreichen kann, wäre das anzustrebende Ziel einer rationellen Krankenpflege. Dies ist weder in einer der bestehenden Krankenanstalten möglich, noch im Hause. Dort lebt er nur für die Gesundheit, hier nur für den Erwerb. Zu Hause sich pflegen, können eventuell die Wohlhabenden, der Arbeiter kann dies in der überwiegenden Zahl der Fälle nicht. Für viele Behandlungen fehlen im Hause die Behelfe, wie zu den Bade-, Licht- und Luftkuren usw., zu den meisten fehlt die Ruhe, sowohl die innere als auch die äußere, fast immer ist die Verlockung, die beengenden Vorschriften einer bestimmten, vom Arzt vorgeschriebenen Lebensweise zu durchbrechen, zu groß, als daß die Kranken widerstehen könnten, sei es daß es sich um diätetische Vorschriften handelt, sei es um die Einschränkung der Arbeitszeit und die Art der Beschäftigung; fast immer, wenn nicht überhaupt immer, werden die vom Arzt gegebenen Verordnungen und Ratschläge nach einer kürzeren oder längeren Zeit, meist sehr bald, außer acht gelassen.

Hier klafft also eine breite Lücke in der Krankenfürsorge. Diese zu überbrücken, also den chronisch Kranken gesund zu machen, mindestens aber seinen Zustand zu verbessern, respektive das Leben zu verlängern und gleichzeitig seine Arbeitsfähigkeit zweckmäßig auszunützen, ihn also wirtschaftlich zu stärken, diese Aufgabe zu erfüllen bleibt der Zukunft vorbehalten. Vielleicht gibt es verschiedene Wege, um dieses Ziel zu erreichen. Das Wichtigste ist, daß sie auch gangbar sind. Mir scheint es, als ob das angestrebte Ziel durch die Errichtung von Arbeits-Heilkolonien zu erreichen wäre.

Darunter sind Ansiedlungen in günstiger klimatischer Lage zu verstehen, bestehend aus einer größeren Zahl von hygienisch gebauten und eingerichteten

Häuschen, welche zur Aufnahme kranker Arbeiter dienen. Diese Ansiedlungen stehen unter Leitung eines Arztes, sind mit dem Rüstzeug der Heilanstalten versehen, sie besitzen Bäder, Licht-Luftkuren, elektrische und gymnastische Einrichtungen und auch gleichzeitig hygienische Werkstätten für gewisse Gewerbe. Sie sind also geeignet die Kranken zu heilen und gleichzeitig die Arbeitskraft jedes einzelnen auszunützen.

Die Gewerbe, welche in diesen Heilkolonien betrieben werden, dürfen an die körperliche Leistungsfähigkeit der Einwohner keine großen Anforderungen stellen. Sind einzelne schwere Handgriffe nicht zu umgehen, so werden dazu Gesunde angestellt. Was maschinell zu leisten ist, wird dafür eingerichtet.

Vom ärztlichen Standpunkt aus wäre es angezeigt, für verschiedene Krankheiten getrennte Anstalten zu schaffen, in denen also mehrere Gewerbe betrieben werden, aber der ärztlichen Einrichtung dieser Krankheit entsprechend eingerichtet sind, also Ansiedlungen für Herzkranke, Nierenkranke, Lungenkranke usw. Man könnte aber die Ansiedlungen auch nach den Gewerben scheidern und verschiedene Kranke desselben Gewerbes, soweit sie einander nicht schädigen (Tuberkulöse), in demselben Ort unterbringen. Dann würden die gewerblichen Einrichtungen einheitlich sein, für die ärztlichen aber müßte in allen Ansiedlungen für jede der zu behandelnden Krankheiten das Erforderliche vorgesehen sein. Es wird Sache der Rechnung sein, zu ermitteln, welche Anlage die zweckmäßigere ist.

Nehmen wir an, es hätten die Berechnungen ergeben, daß die Trennung der Kranken nach Gewerben wirtschaftlicher sei, so würde in einem klimatisch günstig gelegenen Ort, in der Nähe einer Eisenbahnstation, eine Ansiedlung z. B. für Schneider errichtet. Diese bestünde aus einer größeren Zahl von Häuschen für zehn bis zwanzig Einwohner. Die Ausgestaltung dieser Häuser könnte sehr einfach sein, da sie eigentlich nur als Schlafräume dienen. Tagsüber hat der Kranke dort nichts zu tun. Außerdem hätte die Kolonie eine modern eingerichtete hygienisch angelegte Schneiderwerkstätte, ein Kurmittelhaus und eine entsprechend große Gartenanlage. Im Kurhaus befänden sich die Speise- und Gesellschaftsräume und die Küchenanlage. Ein Krankenhaus, entsprechend dimensioniert, hätte für die akut Erkrankten zu sorgen. Rings um die Kolonie wären Gemüsegärten, Hühnerhof, Kuh- und Schweineställe. Natürlich würde in einem solchen Schneiderdorf nur Fabrikware erzeugt werden.

Die Indikationen für die Aufnahme in eine solche Kolonie wären vorläufig folgende, wobei sich durch die wachsenden Erfahrungen ein weiterer Ausbau derselben ergeben würde:

I. Rekonvaleszente nach akuten schweren Krankheiten, besonders Arbeiter aus den körperlich anstrengenden Berufen, die wegen des erworbenen Leidens einen anderen Beruf ergreifen müssen, den sie in der Arbeits-Heilkolonie erlernen können. II. Stark anämische, in ihrer Ernährung heruntergekommene Individuen, welche durch die Körperschwäche oder weil sie von tuberkulösen Eltern stammen, der Erwerbung der Tuberkulose leichter ausgesetzt sind, also sogenannte Prophylaktiker. III. Nichtinfektiöse Tuberkulöse mit geringen Fiebersteigerungen und Ernährungsstörungen, besonders solche, welche von den Heil-

stätten nur deshalb behalten werden, weil sie der Tätigkeit in einem städtischen Betrieb noch nicht gewachsen sind, während sie unter günstigen hygienischen Verhältnissen arbeitsfähig wären. IV. Herzkrankte mit geringen Kompensationsstörungen. V. Nephritiker ohne Ödeme. VI. Neurastheniker höheren Grades.

Bei allen diesen Kategorien wäre Bedingung für die Aufnahme, daß sich durch Anpassung der Arbeit an die Leistungsfähigkeit der Kranken, durch die neben der Arbeit durchgeführte hygienische Lebensweise und die durchgeführten Kuren eine Besserung des Zustandes erzielen läßt, ähnlich wie auch die Tuberkuloseheilstätten Bedingungen gleicher Art stellen.

Ungefähr an diese Gruppen könnte sich der Rassenarzt halten, wenn er Kranke für die Aufnahme in die Arbeits-Heilkolonien auswählt.

Der Kranke stellt sich dem leitenden Arzt der Ansiedlung vor und dieser hat nun, nach genauer Untersuchung des Kranken, eine Tageseinteilung vorzuschreiben, womit die Arbeit ebenso dosiert wird, wie Kuren und Medikamente; sie soll die Zeit der Ruhe, der Spaziergänge und die Diät bestimmen. Ungefähr alle 14 Tage, im Anfang öfter, später seltener, soll der Arzt den Kranken wieder kommen lassen, um sich zu vergewissern ob das Verhältnis von Arbeit und Ruhe gut vertragen wird. Entsprechend wäre dann die Arbeitszeit zu verlängern oder zu verkürzen, auch könnten Kuren geändert, aufgegeben oder andere eingefügt werden. Zeige es sich, daß der Kranke auch geringen Arbeitsleistungen nicht gewachsen, und scheint eine Besserung unwahrscheinlich, so müßte er entlassen werden.

Die Kosten einer solchen Arbeits-Heilkolonie, sowohl des Baues als auch des Betriebes, würden niedriger sein, als die irgend einer anderen Heilstätte. Zunächst würde der Bau und die Ausstattung der nur als Schlafräume dienenden Häuschen bei weitem weniger kostspielig sein als die entsprechenden Räume eines Krankenhauses. Vor allem aber würde der Betrieb verbilligt, weil die Küche mit viel niedrigeren Kosten arbeiten könnte als gewöhnlich. Die Gemüsegärten, welche die Ansiedlung umgeben, hätten nicht nur den vollständigen Bedarf für die Küche der Pflöglinge zu tragen, sondern müßten auch den Verkauf in die Stadt ermöglichen und so den Aufwand verbilligen. Die Pflege der Gemüsegärten wäre ein wichtiger Bestandteil der Behandlung vieler Leichtkranker und würde, modern angelegt, nicht viel Mühe kosten. Was den Betrieb einer Heilanstalt sonst sehr verteuert, ist die große Zahl des Personals. Auch in diesem Punkt würde sich die Ansiedlung wesentlich von anderen Krankenhäusern unterscheiden, da die Pflöglinge selbst den größten Teil der Bedienungsarbeit besorgen könnten. Alles was in den eigenen Zimmern, in den Gängen und Stiegenhäusern und bei den Mahlzeiten an leichter Arbeit zu leisten wäre, würde durch die Pflöglinge selbst geschehen. Nur für die schwere Arbeit würde Berufsdienerschaft aufgenommen werden.

Einen großen Teil der Regie hätte der gewerbliche Betrieb zu decken, als dessen ständige Kundschaft das Arar anzunehmen ist. Vom Staat zu vergebende Lieferungen müßten in erster Linie den Heilkolonien zugeteilt werden. Bei so gesicherter Kundschaft und dauernder gleichmäßiger Beschäftigung ist ein entsprechender Reingewinn wohl zu erwarten.

Die Löhne der Kranken würden nach der Arbeitszeit bemessen, so zwar, daß ein Kranker, der nur vier Stunden arbeitet, die Hälfte von dem erhält, was ein anderer bei achtstündiger Arbeitszeit verdient. Von dem Lohn hätte der Kranke einen gewissen Teil für die Verpflegung abzugeben. So würde sich das Betriebsdefizit je nach der Höhe der perzentuellen Lohnabgaben verschieden gestalten. Eine ähnliche Verwendung von Krankenarbeit zur Herabsetzung der Betriebskosten wird in Irrenanstalten geübt. Es wäre denkbar, daß die Pflinglinge für die ganzen Betriebskosten aufkommen könnten, wenn man die Löhne sehr stark in Anspruch nehmen wollte und nur solche Kranke aufnehmen würde, welche bei sonstiger hygienischer Lebensweise und mit Hilfe des Kurgebrauches imstande sind, eine normale oder nahezu normale Arbeitszeit tätig zu sein. Bei einer solchen Auswahl der Kranken könnte der Betrieb vollkommen aktiv geführt werden. Nun ist die Rentabilität eine sehr wünschenswerte Sache, aber sie darf sich nicht allein auf die finanzielle Seite beziehen. Der Zweck der Ansiedlung wäre die Heilung, respektive möglichst weitgehende Verbesserung des Gesundheitszustandes einer großen Zahl chronisch Kranker, welche sonst immer siech blieben, und die Verlängerung des Lebens solcher Kranker, welche infolge äußerer Verhältnisse früher als nötig arbeitsunfähig werden und schließlich zugrunde gehen. Eine solche Anstalt ist nur dann rentabel, wenn dieser Zweck erfüllt wird. Würde man aber nur Kranke aufnehmen, welche durch ihre Arbeit die Regie decken, so müßte eine große Zahl von Kranken ausgeschlossen bleiben, die anfangs nur wenig arbeitsfähig sind, trotzdem sie bei Anstaltsbehandlung eine gute Prognose geben, deren Arbeitsfähigkeit im Anfang vielleicht nur 25 bis 30 Prozent betragen würde, die aber im Laufe der Behandlung eine immer stärkere Arbeitsbelastung aushielten.

Mit der Aufnahme solcher Kranker aber wird sich ein Defizit einstellen, dessen Deckung von außen wird erfolgen müssen, und es fragt sich, wessen Interesse es ist, daß möglichst viele Arbeiter von ihren Krankheiten vollständig gesund werden und ob auch die bloße Verlängerung des Lebens und der Arbeitsfähigkeit ohne vollständige Wiederherstellung der Gesundheit vom wirtschaftlichen Standpunkt für gewisse Faktoren ein wünschenswertes Ziel ist.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Staat aus der Gesundung kranker Arbeiter große Vorteile zieht. In erster Linie ist es die Volksvermehrung, welcher nach dem Krieg die Staatslenker ihre Aufmerksamkeit werden schenken müssen. Die Herabsetzung der Säuglingssterblichkeit kann viel leisten, die Herabsetzung der Sterblichkeit im zeugungsfähigen Alter stehenden Menschen und ihre Gesundung von sonst chronisch werdenden Krankheiten ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Der gerettete Säugling trägt erst nach 20 bis 25 Jahren seinerseits zur Volksvermehrung bei, der gesund gewordene Kranke kann es aber sofort. Ein weiteres Staatsinteresse bildet die Steuerkraft des Arbeiters, seine erhöhte Tätigkeit, Werte zu schaffen und nicht zuletzt seine Kriegsdiensttauglichkeit.

Ein großes Interesse an der Lebensverlängerung ihrer Mitglieder und natürlich noch mehr an deren Gesundung haben die Versicherungsgesell-

schaften. In Deutschland beweisen sie es durch die Errichtung und Erhaltung von Heilstätten für Lungentuberkulose. Die Kosten dieser Anstalten bringen sich also durch die Verlängerung der Prämienzahlungen und des Hinauschiebens der Auszahlung der Versicherungssumme ein.

Das größte Interesse aber hat an der Besserung seiner Gesundheit naturgemäß der Kranke selbst. Sein eigenes Schicksal und das seiner Familie hängt innig mit seiner Gesundheit zusammen.

Wenn also die Frage aufgeworfen wird, wer für das Betriebsdefizit einer solchen Arbeits-Heilkolonie aufzukommen hat, so sind es in erster Linie die drei genannten Faktoren: der Kranke, die Versicherungsgesellschaft und der Staat. Der Kranke wird dazu beitragen durch seine Arbeit, die Versicherungsgesellschaften und der Staat werden ihrerseits durch Beiträge ein sich ergebendes Defizit decken. Entschließen sich diese beiden wichtigsten Faktoren dazu, einen Hauptanteil am Verlust zu tragen, so könnten auch die Krankenkassen mithelfen, denn dann brauchte die Vergrößerung der Mitgliedsbeiträge der Arbeiter nicht eine solche Höhe zu erreichen, daß sie unerschwinglich würden.

Danach bliebe also noch die Frage übrig, wer die Kosten für die Errichtung einer solchen Anstalt aufzubringen hat; scheinbar die schwierigste, tatsächlich die einfachste.

Denn der Krieg hat dafür gesorgt, daß ein neuerlicher Aufwand für diese Arbeits-Heilkolonien nicht notwendig ist. Zum mindesten brauchen sie nicht neu geschaffen werden. Durch Adaptierung eines oder mehrerer bestehender, derzeit für Flüchtlinge verwendeter Lager wäre für die Unterbringung der Kranken gesorgt. Durch Umbau ließen sich die Werkstätten und Heilanstalten einfügen, Liegehallen, Speise- und Gesellschaftsräume schaffen. Es käme nur darauf an, ein Lager zu wählen, das günstige klimatische Verhältnisse bietet, und das in den Dimensionen sowie der Aufnahmefähigkeit dem angestrebten Zweck entspricht. Gerade die großen Dimensionen der bestehenden Flüchtlingslager würden einer Schwierigkeit begegnen, welche den Arbeits-Heilkolonien daraus erwachsen könnte, daß verheiratete Kranke sich schwer oder oft gar nicht dazu entschließen könnten, sich für längere Zeit von ihrer Familie zu trennen. Das wäre hier nicht notwendig. In die Kolonie könnten Frau und Kinder mit aufgenommen werden und während der Mann sich notwendig ganz oder teilweise der Kur widmen müßte, könnte die Frau im Gewerbe oder Betrieb Beschäftigung finden, die Kinder aber die bestehenden Schulen oder Kindergärten besuchen.

Durch Ausgestaltung von Flüchtlingslagern zu Arbeits-Heilkolonien wäre eine der größten Schwierigkeiten, die der Verwirklichung der angeregten Idee im Wege stehen könnten, beseitigt. Auch der Vorteil einer möglichst raschen Inbetriebsetzung einer solchen Anstalt wäre damit verbunden.

Die Zeit nach dem Kriege scheint daher geeignet, an die Errichtung von Arbeits-Heilkolonien zu schreiten, um nach dem Krieg alle verfügbare Arbeitskraft rationell auszunützen, dann wegen der Notwendigkeit, dem Rückgang der Bevölkerungszahl und der Verschlechterung des Gesundheitszustandes mit allen Mitteln zu begegnen: durch Heilung aller Heilungsfähigen und durch Lebens-

verlängerung arbeitsfähiger Kranker, endlich wegen der Möglichkeit, Einrichtungen großen Stils für diese Zwecke durch Adaptierung der bestehenden Flüchtlingslager mit verhältnismäßig geringen Kosten zu gewinnen.

## Vorspiel zu einer Tragödie „Jeremias“.

Von Stefan Zweig.

Das flache Dach auf dem Hause des Jeremias, weißgequadert und blinkend im matten Mond. In der Tiefe mit Türmen und Zinnen, mit Schlaf und Stille Jerusalem. Alles ist reglos ringsum, nur der Wind der ersten Frühe fährt manchmal tönend durch das Schweigen.

Plötzlich Schritte, polternd und hastig, die Treppe empor. Jeremias im losen Kleid, die Brust offen, wie ein Gewürgter keuchend, stürmt herauf.

Jeremias: Die Tore rammelt zu ... die Riegel vor ... zum Wall ... zum Walle ... O Wächter, schlimme Wächter ... sie kommen ... sie sind da ... Brand über uns ... im Tempel Brand ... Hilfe ... zu Hilfe ... Die Mauer fällt, die Mauer ...

Jeremias (ist bis zum Rande des Daches vorgestürzt und hält plötzlich inne. Sein Schrei prallt gell gegen die weiße Stille. Er schrickt zusammen, ein Erwachen kommt über ihn. Sein Blick tastet wie der eines Trunkenen über die Stadt hin, seine Arme, die schreckhaft gespreizten, brechen langsam nieder, müde streift die Hand über die offenen Vider): Wahn! Wieder Trug und Traum, der fürchterlicher! O Träume, Träume, Träume, wie voll ist ihrer das Haus! (Er beugt sich über den Rand der Mauer und blickt hinab): Friedlich die Stadt, friedlich das Land, in mir nur dieser Brand, nur meine Brust ein Feuer! O, wie sie selig ruht in Gottes Arm, von Schlaf bebrütet, überdacht von Frieden, ein Tau von Mond auf jedem Haus und Schlummer, sachter Schlummer auf jedes Hauses Stirn. Nur ich, ich brenne Nacht um Nacht, stürz hin mit allen Türmen, fliehe Flucht, vergeh' in Flammen, nur ich, nur ich, zermühlt die Eingeweide, fahr taumelnd hoch vom heißen Bett zum Mond, daß er mich kühle! Nur mir sprengt Traum den Schlaf, nur mir frißt feurig Graun das Schwarze von den Vidern! O Marter dieses Bilds, o Irrwitz von Gesichtern, die trügerisch im Blut sich ballen und matt schmelzen dann im wachen Mond!

Und immer gleich der Traum, gleich dieser Wahn, Nacht, Nacht und Nacht, der gleiche Schrecken sich im Fleische bäumend, der gleiche Traum zu gleicher Qual entbrennend! Wer tat dies in mein Blut, dies Gift der Träume, daß es nächstens siedet und wirr von solchem Bilde überschwillt, wer jagt mich so mit Schrecknis? Wer hungert meines Schlags, daß er ihn wegfrisst mir vom Leibe, wer quält, wer quälet mich? Mond, Nacht, Gestirn, ihr kalten Zeugen, wer, wer plaget mich und wem, wem wache ich? O Antwort, Antwort! Wer bist du, Unsichtbares, das vom Dunkel zielt auf mich mit Pfeilen des Entsetzens, wer bist du, Schrecknis, die mich nachts beschläft, daß ich dein schwanger ward und mich hinkrümme in den Wehen? Warum dies Grauen mir, nur mir in dieser Stadt voll Schlummer und Entsinkens! (Er horcht in die Stille hinein. Immer fiebriger.) O Schweigen, Schweigen, immer Schweigen

und innen Aufruhr noch, und aufgewühlte Nacht. Mit heißen Fängen krallt sich's ein in mich und kann sie doch nicht fassen, mit Bildern geißelt mich und weiß nicht, wer mich treibet, in leere Luft hinfallen meine Schreie! Wohin, wohin entfliehn? O wirr Geheimnis dieser Jagd, der ich erliege und weiß nicht wessen Ziel und wem zur Beute! Tu auf dich, Netz und Wirrnis, den Sinn sag dieser Qual, du Unsichtbarer oder laß von mir, ich kann, ich kann nicht mehr. Mürb ward mein Fleisch und matt ist meine Seele, laß ab, du Jäger oder fasse mich, — tu auf dich, der du mich verschließt, den Sinn sag dieser Qual, den Sinn, den Sinn!

Eine Stimme (leise rufend vom Dunkel her. Sie scheint aus Tiefen oder von Höhen zu kommen, geheimnisvoll in ihrer Ferne): Jeremias!

Jeremias (taumelnd, wie von Steinwurf getroffen): Wer? . . . mein Name . . . war dies mein Name nicht . . . rief es von Sternen, rief's aus meinem Traum . . . (Er horcht hinaus. Alles ist wieder stumm.)

Jeremias: Bist du es, Unsichtbarer, der mich jagt und plaget . . . bin ich es selbst, tönt mein hinstürmend Blut . . . noch einmal sprich, daß ich dich kenne, Stimme . . . noch einmal ruf mich an . . . noch einmal, einmal sprich . . .

Die Stimme (näher tastend): Jeremias!

Jeremias (zerfahret in die Knie stürzend): Hier bin ich, Herr! Es hört dein Knecht! (Er lauscht atemlos. Nichts regt sich ringsum.)

Jeremias (erbebend von Leidenschaft): Sprich, Herr, zu deinem Knecht! Du riefest meinen Namen, so gib die Botschaft auch, damit mein Sinn sie fasse. Wach bin ich deinem Wort und offen deinem Willen! Wirf in mich deine Rede, aufgetan ist meine Seele. (Er lauscht wieder angespannt. Tiefes Schweigen.)

Jeremias: Ist es vermessen, daß ich dein begehre? Ein Unbelehrter bin ich und geringer Knecht, ein Staubkorn deiner Erde, doch dein ist alle Wahl! Der du Könige kiest aus den Hirten und oft entsiegelst eines Knaben Mund, daß er dann glühet deiner Rede, du wählst nach andern Zeichen. Wen du berührest, Herr, der ist erwählet, wen du erwählst, Herr, der ist berufen. War schon dein Ruf dies, der an mich ergangen, o sieh, ich habe ihn vernommen, bist du es, Herr, der mich gejaget, so sieh', ich flieh' dir nicht. Faß deine Beute, Herr, greife dein Wild oder jag' weiter mich zum Ziele.

Die Stimme (näher, eindringlicher): Jeremias!

Jeremias (entbrennend): Ich höre, Herr, ich höre! Mit meiner ganzen Seele horche ich dir zu! Aufgetan sind die Quellen meines Bluts und strömen, ausgereckt jede Faser meines Leibs dich zu fassen, offen bin ich, unwürdig Gefäß, deiner Verkündung. Rede mir deine Rede, befehl deine Befehle, dein bin ich mit dem Fleisch und dem Inwendigen meiner Seele! Ich will werden in deinem Willen und vergehen in deinem Geheiß. Ich will verlassen, die ich liebte, um deinetwillen und abseits werden meinen Freuden, ich will lassen die Süße des Weibes und die Hausung der Menschen, in dir allein will ich wohnen und wandern deine Wege. Keinen Ruf will ich hören, da ich deinen erhörte und ertauben der Rede von Menschen. Dir allein gelobe ich mich, Herr, dir allein, denn dürstig ist meine Seele deines Dienstes — offen bin ich deines Wortes und gewärtig deiner Zeichen.

Die Stimme der Mutter (nun schon ganz nahe und kenntlich): Jeremias!

Jeremias (in Ekstase): Brich ein in mich, Herr, mein Herz birft vom Schauer deiner Nähe schon! Schütte dich aus, selig Gewitter. Wühl' mich auf, daß ich deinen Samen trage, mache fruchtend meine Erde, mache trüchtig meine Lippe — einbrenn' mir das Brandmal deiner Hörigkeit! Wirf dein Joch über mich, siehe gebeuget schon ist mein Nacken, dein bin ich, dein für immerdar. Nur erkenne mich, Herr, wie ich dich erkenne, nur laß mich deine Herrlichkeit schauen, wie du erschauetest meine Niedrigkeit im Dunkel, den Weg nur weise deines Willens, Herr, weise ihn, weise ihn, deinem ewigen Knecht!

Die Mutter (ist suchend die Treppe emporgestiegen. Ihr Blick ist ängstliche Sorge ihre Stimme voll Zärtlichkeit): O hier ... hier bist du, mein Kind.

Jeremias (auffahrend von den Knien, voll Schreck und Ingrim): Weg ... fort ... o, verloschen die Stimme ... zerschlagen der Weg ... verborgen für immer ...

Die Mutter: Weh ... wie du hier stehst im dünnen Gewand am Kalten der Mauer ... komm hinab, mein Kind ... Fieber schwält her von den Sümpfen des Morgens ...

Jeremias (voll Wildnis): Was folgst du mir, was verfolgst du mich! O Jagd ohne Ende, umstellt von Stirn und Rücken, in Wachen und Schlaf ...

Die Mutter: Jeremias, wie saß ich dich? Ich lag unten im Schlase, da war mir, als hörte ich Zwiesprach vom Dache und Rede und Wort ...

Jeremias (auf sie zu): Du hörtest ... Du auch ... um der ewigen Wahrheit willen ... Du hörtest Ihn reden, vernahmest den Ruf ...

Die Mutter: Wen meintest ... keinen seh ich mit dir ...

Jeremias (sie fassend): Mutter ... ich beschwöre dich, sprich mir ... Tod oder Seligkeit trägt mir dein Wort ... Du hörtest eine Stimme ... wachen Sinnes hörtest du sie ...

Die Mutter: Eine Stimme hört ich vom Dache und tastete, daß ich dich weckte. Doch kalt war das Linnen, leer lag dein Bett. Da fiel Angst über mich und ich rief deinen Namen ...

Jeremias (erschwankend): Du riefest ... du riefest meinen Namen ...

Die Mutter: Zu dreien Malen rief ich ihn ... Doch warum ...

Jeremias: Zu dreien Malen? Mutter, des bist du gewiß ...

Die Mutter: Dreimal rief ich dich an ...

Jeremias (mit brechender Stimme): Zernichtung und Hohn! O, Trügnis überall, außen und innen. In Angst schrie eine zu mir und mein Grauen vermeinte den Gott ...

Die Mutter: Wie bist du sonderlich! Kein Unrecht glaubt' ich zu tun. Und stieg, da keiner Antwort gab, selbstens empor, ob hier einer wäre. Doch keiner war hier.

Jeremias: O doch! Ein Rasender, ein Verblendeter ... o Qual und Marter der Träume ... Sinn und Widersinn im Betrüge ... ich Narr, ich Narr meines Wahns ...

Die Mutter: Was redest du . . . was ficht dich an . . .

Jeremias: Nichts, Mutter, nichts . . . nicht achte meiner Worte . . .

Die Mutter: Nein, Jeremias, ich achte ihrer, doch sie verschließen sich mir. Jeremias, ein fremder Geist ist über dich kommen, fremd ward und feindlich dein Sinn. Was ist dir geschehen, mein Kind, was quälet, was forget dich?

Jeremias: Nichts quälet mich, Mutter . . . mich schwülte das Bett . . . Kühleung kam ich zu trinken . . .

Die Mutter: Nein, du verschließt dich, du Harter, vor mir und bist doch offen meiner Seele. Meinst du, ich wisse nicht, wie du umgehst seit Monden Nacht um Nacht, meinst du, ich hörte nicht das Stöhnen deines Schlags und den Angstschrei deines Schlummers. O, offenen Auges hör ich dich im Dunkel, wie du umwanderst ruhlos im Haus, Schritt für Schritt hör ich dich schreiten und Schritt für Schritt mitwandert mein Herz. Was ist's, das dich quälet? Tu dich auf du Verschlossener, nicht birg meiner Sorge die Qual!

Jeremias: Nicht forge dich, Mutter! Nicht forge dich!

Die Mutter: Wie soll ich deiner nicht sorgen? Bist du denn meiner Tage Tag nicht und meiner Nächte Gebet? Aus den Händen bist du mir gewachsen, darin ich dich trug, doch meine Seele, noch hält sie dich inne, daß sie wache deines Lebens. O ich wußte es vordem, eh' du es wußtest, ich sah es, eh' du es schautest seit Monden schon: es ist ein Schatten auf dein Antlitz gefallen und eine Sorge in deine Seele. Du bist fremd worden deinen Freunden und abseits der Fröhlichen, den Markt meidest du und der Menschen Haus, du liegest verschlossen die Schriften und sinken den Psalter. In Gedanken vergräbst du und des Lebens verfäulest du dich. Jeremias, besinne dich, zum Priester bist du gezogen, dein harret des Vaters Gewand, daß du lobpreigest den Herrn mit Psalter und Gesang. Heb' auf dein Antlitz vom Dunkel in den Tag, es ist Zeit, daß du bauest dein Leben, daß du beginnest dein Werk!

Jeremias: Nicht ist Zeit jetzt des Beginnens! Zu nah ist das Ende!

Die Mutter: Es ist Zeit! Es ist Zeit! Mannbar bist du des langen, eines Weibes verlangt dies Haus und der Kinder, damit erweckt sei deines Vaters Bild.

Jeremias (in grimmigem Schmerz): Ein Weib heimführen in Wüstung? Kinder zeugen dem Würger? Wahrlich, nicht bräutlich nahet die Stunde!

Die Mutter: Ich saß dich nicht.

Jeremias: Soll ich bauen ein Haus in den Abgrund und mein Leben in den Tod? Soll ich säen der Fäulnis und lobpreisen die Vernichtung? Nicht ist dies die Stunde des Bauens, sondern der Trennung. Ich sage dir, Mutter, wohl dem, der sein Herz nicht hängt jetzt ans Lebendige, denn wer atmet diesen Tag, lebet in seinen Tod.

Die Mutter: Welch ein Wahn ist über dir? Wann war sanfter die Zeit, wann stiller im Frieden dies Land?

Jeremias: Nein, Mutter, sie sagen Friede und Friede, die Tore, aber es ist darob kein Friede nicht und sie legen sich nieder und vermeinen Schlaf, die Arglosen, und schlafen schon in ihren Tod. Mutter, eine Zeit ist nahe wie

keine gewesen je in Israel und ein Krieg, wie noch keiner über Erden gefahren! Eine Zeit, daß neiden werden die Lebendigen die Toten in der Grube um ihren Frieden und die Schauenden die Blinden um ihr Dunkel. Noch ist es nicht sichtig den Toren, noch ist es nicht offenbar den Träumern, doch ich, ich hab' es geschauet Nacht um Nacht. Immer höher brennet der Brand, immer näher nahet der Feind, es ist da, der Tag des Getümmels und der Bertretung, schon steigt des Krieges rot Gestirn aus der Nacht.

Die Mutter: Entsetzen ... wie wüßtest du's? ...

Jeremias: Ein Wort, ein heimlich Wort ist über mich kommen

Da ich Gesichte beschaute des Nachts

Und irrting in Träumen.

Furcht und Bangnis fiel über mich,

Meine Gebeine erbebten wie eine Klapper

Und gleich rissiger Mauer

Einstürzte mein Herz. —

Mutter,

Ich habe Dinge gesehen

Wenn die stunden geschrieben,

Würde starren der Menschen Haar

Und der Schlaf fallen wie Asche

Von ihrem Gesicht.

Die Mutter: Jeremias ... was ist über dich ...

Jeremias: Das Ende nahet, das Ende,

Es fahret aus

Reisig von Mitternacht

Feuer sein Wagen

Würgung sein Flug!

Schon rauschen Schrecknis die heiligen Himmel

Schon bebt die Erde von Donner und Huf.

Die Mutter (im Entsetzen) Jeremias!

Jeremias (sie anfassend, lauschend): Hörst du ... hörst du nicht, wie es tönet von fern ...

Die Mutter: Nichts höre ich! Es morgent. Hirtenflöten wachten im Tal und ein klein Wind umspielet das Dach.

Jeremias: Ein klein Wind?

Wehe, wehe

Gewaltigen Rauschens

Wächst er empor

Sturmwind von Gott.

Aus dem Geklüfte

Der Mitternacht

Kommt er gefahren,

Schrecknis schwingt er

Aber die Stadt.

Mutter! Mutter! hörst du es nicht:

Schwert klirrt im Wind,  
 Räder rollt die rauschende Welle,  
 Lanze blinkt und Harnisch die Nacht,  
 Krieger und Krieger, unendliche Scharen  
 Schüttet der Sturmwind über das Land.

Die Mutter: Wahnwitz von Träumen! Wirrnis und Trug!

Jeremias: Es nahet, es nahet,  
 Fremd Volk  
 Mächtig und alt  
 Aus dem Osten der Erde,  
 Unendliche Fülle  
 Rauschen sie an,  
 Wie Blitz flogen weit ihre windigen Pfeile  
 Ihre Kasse sind alle mit Eile behufet  
 Ihre Wagen starr wie Felsen geschient.  
 Und inmitten ausfähret  
 Mit blutiger Krone  
 Der Stürzer der Städte,  
 Der Zünder der Brände,  
 Der Zwingherr der Völker,  
 Der König, der König von Mitternacht.

Die Mutter: Der König von Mitternacht . . . Du träumest . . . der König von Mitternacht.

Jeremias: Den Er erweckte,  
 Den Er erwählte,  
 Als harten Vollstrecker  
 Härtesten Spruchs,  
 Daß er strieme das Volk um all seiner Fehle,  
 Daß er mahle die Mauer und herste die Türme,  
 Daß er lösche das Licht und das Lachen der Häuser.  
 Daß er tilge die Stadt und den Tempel von Erden  
 Und pflüge die Straßen Jerusalems.

Die Mutter: Irrwitz und Frevel! Ewig währet Jerusalem!

Jeremias: Es fällt!  
 Was Gott berennet,  
 Hat nicht Bestand.  
 Von unten her  
 Werden dorren seine Wurzeln  
 Und von oben her  
 Geschnitten seine Frucht!  
 Mit der Art und dem Brande  
 Wird er ausroden  
 Israels Forst und Zions Gefild.

Die Mutter (ausbrechend):

Es ist nicht wahr!

Du lügst! Du lügst!  
 Nie wird ein Feind diese Stadt umwallen,  
 Nie Zion zittern, nie Davids Burg fallen!  
 Und wenn der Feind von den Enden der Erde käm',  
 Ewig werden die ragenden Mauern  
 Ewig die Herzen Israels dauern,  
 Ewig währet Jerusalem!

Jeremias: Es stürzet! Gebrochen ist der Stab und gezeichnet die Stunde!  
 Das Ende naht, Israels Ende!

Die Mutter: Gottesleugner! Gottesleugner! Des Herrn Erwählte sind wir und werden dauern über die Zeiten! Nie vergehet Jerusalem!

Jeremias: Ich habe es geschaut in meinen Träumen, offenbar ward es meinen Gesichten!

Die Mutter: Frevler, wer so träumet, und Frevler siebenfach, wer glaubt solchen Träumen! Wehe, wehe, daß ich's erlebe, mein eigen Blut zaget an Zion und zweifelt des Herrn! Jeremias, Jeremias, willst du, daß mir zum Abscheu werde mein Schoß?

Jeremias: Wider Willen kam mir das Grauen, nicht vermag ich zu wehren den Gesichten.

Die Mutter: Halt dich wach im Gebet wider sie und an dem Namen des Herrn zerschellet ihr Trug. Jeremias, besinne dich, eines Gesalbten Sohn bist du und geweiht, daß deine Stimme lobsinget dem Herrn, daß sie erhebe die Herzen der Jagenden und mit Mut fülle der Verstörten Sinn!

Jeremias: Wie kann ich's, wie kann ich's! Selbst bin ich der Verstörteste aller! Laß ab von mir, Mutter, laß ab!

Die Mutter: Ich lasse nicht dein und nicht deine Seele dem Zweifel. Jeremias, mein einzig Kind, höre mich an! Geheimes künde ich dir zum erstenmal, daß erwache dein Herz. Höre mich, die ich zu dir rede aus meiner Not. Auch ich war eine Verzagte einst, denn zehen Jahre verschloß der Herr meinen Schoß. Spott ward ich den Gefährtinnen und der Rebsten Gelächter. Zehen Jahre trug ich es duldbend und zagete schon, aber im elften entbrannte mein Herz und ich ging in Gottes Haus, daß er Frucht schenke meinem Schoß.

Jeremias: Zum erstenmal kündest du dies . . . zum erstenmal.

Die Mutter: Und ich warf mich zur Erde und tränkte sie mit meinen Tränen und gelobete, so ein Sohn mir geschenkt sei, ihn zu weihen dem Herrn. Ich gelobete zu schweigen und kein Wort zu tun vom Munde in meiner schweren Zeit, daß ihm dereinst der Rede Fülle sei, zu lobpreisen den Gott.

Jeremias: Mich gelobet . . . Mutter! . . . auch du . . . auch du . . .

Die Mutter: Selbigen Tages erkannte dein Vater mich und ich ward dein gesegnet. Jeremias, höre Jeremias, neun Monde begrub ich getreu die Stimme in meinem Leibe, daß dir alle Fülle des Wortes sei, daß du Lobkündiger werdest des ewigen Gottes! So lösete ich mein Wort und wir zogen dich auf, daß du lerntest die Schrift und lieblich klang deine Stimme zum

Pfalter. Jeremias, nun weißt du's: zum Priester bist du geweiht von Anbeginn und zum Lobkündler des Herrn. Zerreiße deiner Träume Netz und tritt in den Tag.

Jeremias: Ich weiß es, Mutter, ich weiß es, o zwiefach Zeugnis dieser Nacht. Zum andern Male hast du mich erwecket dem Leben, ein Wissender bin ich worden an deinem Wort, denn wundersam: ich schrie auf meine Frage zu Gott und er entsandte dich mir zur Rede! O Geheimnis dieses Wegs, o Stachel der Träume, der mich aufstieß, o Lockung der Bilder, die mich weckten, o trefflicher Jäger, der nicht fehlet! Nun weiß ich, wer geschlagen an meines Schlafes Wand, bis ich aufstund von meines Lebens Schlummer, nun weiß ich, wer drängete meiner Säumnis, nun weiß ich, wer mich gefordert . . .

Die Mutter: Was ward dir? Wie eines Trunkenen gehet deine Rede . . .

Jeremias: Ja, trunken bin ich nun der Gewißheit seines Willens und so voll der Rede, daß mich der Odem in meinem Innern ängstet. Die Siegel sind gebrochen meines Mundes und mir brennet die Lippe der Verkündung . . .

Die Mutter: Wehe, wenn du sie kündest, deine Träume, die verruchten! Mein Sohn bist du nicht mehr, schreist du aus solchen Wahn!

Jeremias: Dein Sohn, Mutter? O, wie sehr bin ich dein Sohn, wie dir gleich im Geschehen! Wisse, auch ich bin ein Unfruchtbarer gewesen und Er hat mir ein Wort gezeuget und ein Geheimnis. Erneut habe ich, Mutter, dein Wort, auch ich habe mich ihm gelobet . . .

Die Mutter: So tritt hin in sein Haus, daß du ihm opferst, der dich erweckte, daß du lobpreigest seinen Namen!

Jeremias: Nein, Mutter, nicht Opferers Dienst habe ich genommen — selbst will ich das Opfer sein. Ihm bluten entgegen meine Adern, ihm brennet mein Fleisch, ihm flammet meine Seele. Ich will ihm dienen wie keiner gedient, seine Wege sind meine Wege nunab. O, siehe, schon morgent's im Tale und auch in mir war es Tag aus den Dunkelheiten! Sein Himmel brennet in Feuer und auch mir entbrannte das Herz. O, Wagen Elias, auffahrend im Feuer, reiß mit meine Rede, daß sie niederstürze wie Donner in der Menschen Tag! Wehe, mir brennet die Lippe schon, fort, ich muß fort . . .

Die Mutter: Wohin willst du vor Tag?

Jeremias: Ich weiß nicht, wohin ich schreite.

Die Mutter: Doch sage, was planest du?

Jeremias: Ich weiß nicht, ich weiß nicht! Sein ist mein Herz, sein ist die Tat!

Die Mutter: Jeremias, ich lasse dich nicht, denn du schwörst mir, daß du verschweigst deine Träume . . .

Jeremias: Ich schwöre nicht, ihm allein bin ich geschworen!

Die Mutter: . . . daß du nicht kündest Schrecknis vor dem Volke.

Jeremias: Sein ist die Verkündung, mein nur die Lippe!

Die Mutter: Wehe, du fliehst mein Wort! So höre und wisse: wer ausgehet, Zweifel zu säen in Israel, geht nicht mehr ein in mein Haus.

Jeremias: Sein ist mein Wort, sein meine Hausung.

Die Mutter: Wer nicht glaubet an Zion, ist nicht mehr mein Sohn!

Jeremias: Sein bin ich allein, der mich eintat deinem Leibe.

Die Mutter: So weichst du? Aber höre vordem noch, Jeremias, höre, eh du aufstust die Lippe vor dem Volke: Ich fluche aus meiner Seele Kraft dem, der Schrecknis wirft über Israel, ich fluche . . .

Jeremias (schauernd): Nicht fluche, Mutter, nicht fluche!

Die Mutter: Ich fluche, der Sturz sagt den Mauern und Wüstung den Gassen, ich fluche dem, der Tod schreit über Israel. Möge sein Leib in Feuer fallen und seine Seele in des lebendigen Gottes Faust.

Jeremias: Nicht Fluch sprich . . . Mutter . . . vielleicht stößt Er mich unter ihn . . .

Die Mutter: Ich fluche dem Zweifler, der mehr den Träumen vertraut denn Gottes Barmherzigkeit! Ich verfluche, ich verfluche den Leugner Gottes und wäre es mein Kind! Zum letztenmal, Jeremias . . . wähle!

Jeremias: Ich . . . geh . . . meinen Weg . . . (Er beginnt mit schwerem Schritt zur Treppe zu treten.)

Die Mutter: Jeremias . . . mein einzig Kind bist du und meines Alters Trost . . . entweiche meinem Fluch . . . denn Gott wird ihn erhören wie er erhörte mein Gelöbnis.

Jeremias: Auch ich bin ihm gelobet, Mutter, auch mich hat er erhört. Lebe wohl! (Er schreitet die erste Stufe hinab.)

Die Mutter (aufschreiend): Jeremias! Aber mich geht dein Schritt! Du zertrittst mir das Herz!

Jeremias: Ich weiß die Straße nicht, die ich schreite . . . ich fühle die Steine nicht, die ich trete . . . ich fühle einen Ruf nur . . . einen Ruf, der mich ruft . . . und ich folge dem Ruf . . .

(Er steigt langsam die Stufen nieder, das Antlitz ernst und verhalten, die Augen starr in den Himmel erhoben.)

Die Mutter (zur Treppe hinstürzend, in schriller Verzweiflung): Jeremias! . . . Jeremias! . . . Jeremias!

(Keine Antwort. Der Schrei verhallt zur Klage und schwingt allmählich ganz ins Schweigen zurück. Einsam steht die einstürzende Gestalt der Mutter vor dem hohen Himmel, über den sich tragische Morgenröte wie ein Schein von Feuer und Blut mählich zu verbreiten beginnt.)



## Feuilleton.

### Eine deutsche Naturforscherin und Ärztin des Mittelalters.

Von Dr. Erich v. Schrötter.

Den ruhmvollen und heldenhaften Anstrengungen und Taten unserer mächeren Feldgrauen an allen Fronten, sowie der Heere unserer treuen Verbündeten, welche mit Stolz, Freude und Genugtuung im Hinterlande gewürdigt werden, stehen in ihren Erfolgen die Ergebnisse der modernen Medizin und Naturforschung nicht nach. Beiderlei großzügige Leistungen werden ihre volle Würdigung aber wohl erst durch eine spätere Geschichtsschreibung erhalten. Stolzes Bewußtsein erfüllt uns mit Berechtigung, da wir uns sagen dürfen, daß es hauptsächlich Männer der deutschen Wissenschaft waren, welche so viele wertvolle Bausteine zur Vervollkommnung der naturwissenschaftlichen Disziplinen zum Heile und Wohle nicht nur des engeren deutschen Vaterlandes, sondern auch zum Schutze des ganzen Hinterlandes der Zentralmächte beigetragen haben. Abgesehen von den Leistungen der Medizin und Hygiene auf dem Gebiete der Verwundetenfürsorge, der Abhaltung der gefährlichsten Kriegsseuchen vom Hinterlande, wie Typhus, Fleckfieber, Dysenterie und Cholera, hat auch die übrige Naturwissenschaft, wie angewandte Botanik in unserer Kriegsagrikultur eine große Rolle gespielt. Noch größer aber sind die Erfolge der deutschen Chemie zum allergrößten Verdruß unserer Feinde, sowohl bei den Kampstruppen, bei unserer herrlichen Marine, als auch auf den verschiedenen Gebieten der Hinterlandsverförgungen. Mit hoher Befriedigung kann die deutsche Ärzteschaft auf die verdiente Anerkennung ihrer Leistungen blicken. — Abgesehen von den einzelnen Armeebefehlen der verschiedenen Kommandostellen in den Worten höchsten Lobes an Ärzte, Pflegeschwestern und Sanitätsmannschaften, sei hier an das Schreiben des Kaisers Wilhelm II. erinnert, anläßlich der Glückwünsche der deutschen Ärzteschaft aus allen Teilen des Reiches, gelegentlich der Geburtstagsfeier 1917 des Monarchen.

Eine sehr lehrreiche Übersicht der Fortentwicklung unserer Disziplinen hat uns erst kürzlich Professor Dr. E. Friedberger\* in einer Reihe lezenswerter Artikel

gegeben. Neben vielen praktisch in Betracht kommenden ärztlichen Fragen enthält der erste Teil seiner mit bewundernswertem Fleiße erfolgten Zusammenstellungen historische Rückblicke über unsere heutigen hygienisch-ärztlichen Verhältnisse und jene früherer großer Kriege — angefangen von der Napoleonszeit, dem Kriege des Jahres 1870/71, den russisch-türkischen Kriegen und dem russisch-japanischen Kriege.

Im Drange und in der Hast unserer Zeit, ganz besonders auch in der jetzigen Lage, wo uns noch immer haßerfüllte Gegner bedrohen, liegt es, daß wir gezwungenermaßen nur an das Zunächstliegende denken. So verhält es sich vielleicht auch bei der Beurteilung der Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen. — Fachmann wie Laie denken da meist nur an die Forschungsergebnisse der letzten Dezennien. Unbestritten dieser Tatsachen sei es mir gestattet, auf viel frühere Zeitaläufe zurückzugreifen.

Das ganze große Gebiet naturerforschender Geistesrichtung konnte sich in älteren Zeiten nicht so logisch und konsequent, wie im Abschnitt der letzten 150 Jahre entwickeln. Der Hemmnisse aus den verschiedensten Motiven gab es ja genug; daß es aber bereits hervorragende Persönlichkeiten gegen Ende des Mittelalters gab, welche sich auf naturwissenschaftlich-medizinischem Gebiete erfolgreich betätigten, dafür gibt es Beweise.

In dieser Hinsicht erinnere ich an eine sehr ernste, streng historische Studie von Hans Niese.\* Vielsach noch in die Mystik damaliger Zeiten verstrickt, regen sich bereits Gedanken und Betrachtungen, welche uns gleichsam wie die Vorahnung unserer modernen Natur- und Weltanschauung anmuten.

Und so will ich zum Beweise eine solche Gestalt aus dem deutschen Mittelalter in kurzen, charakteristischen Zügen vorführen.

Es handelt sich um eine hochbedeutende deutsche Frau, Hildegard v. Bingen. In den näheren Ausführungen über sie (1098 bis etwa 1180) folge ich der von Dr. Franz Strunz\*\* entworfenen Charakteristik.

Einem aristokratischen Hause entstammend, wurde Hildegard im Schottenkloster

\* Zur Geschichte des geistigen Lebens am Hofe Kaiser Friedrichs II. Von Hans Niese. Histor. Zeitschrift, 12. Bd. I. Heft 1912.

\*\* V. „Naturforschung im Zeitalter der deutschen Mystik.“ Aus: „Geschichte der Naturwissenschaften im Mittelalter.“ Von Dr. Franz Strunz. Wien 1910. S. 118 119, 120.

\* „Zur Hygiene im Stellungskrieg nach Erfahrungen an der Westfront.“ Von Prof. Dr. E. Friedberger. Zeitschrift für ärztliche Fortbildung. Mai-Junihefte 1917. Jena, Fischer.

Difibodenberg erzogen. In späteren Jahren gründete sie ein Frauenkloster auf dem Ruppertsberg bei Bingen. Von ihr stammen wertvolle medizinische Werke und vor allem auch die sogenannten „Physika“, die Paul Kaisers\* Forschungen wieder in den Vordergrund des Interesses rückten. Alle ihre Arbeiten waren bis ins sechzehnte Jahrhundert rühmlichst bekannt. Aus ihren Schriften sei folgendes erwähnt.

„Gott ist Licht und allmächtig. Er schuf mit allem auch das Himmelslicht. Die Sonne besteht aus Feuer und Luft; sie hält das Universum zusammen und macht durch ihre Bewegungen den Wechsel von Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Die Sonne und die übrigen Planeten drehen sich dem Firmament entgegengekehrt: Dieses dreht sich auch doch erst seit Adams Fall. Täte es das nicht, so würde die Sonne den ganzen Sommer und ohne Nacht strahlen und im Winter wäre ewige Nacht. Am jüngsten Tage wird das Firmament wieder stille stehen. Diese besagte Drehung erzeugt Töne. Da sie weit von uns erklingen, hören wir sie nicht. Auch die Sterne hat Gott erschaffen, die an Größe wie Berge und Hügel verschieden sind. Sie dienen und leuchten den Menschen.“

Dieser letzte Satz, Beziehungen der Sterne zum Menschengeschlecht, legt den Gedanken an astrologisches Wissen nahe, welche Vermutung umso berechtigter erscheint, als der Hof Kaiser Friedrichs II. durch arabische Gelehrte stark astrologisch beeinflusst war.

„Die Sterne werden vom Monde beleuchtet, denn kommt dieser in Sonnennähe, so empfängt er von ihr seine Glut und wird allmählich ganz mit Licht erfüllt, wie ein Scheiterhaufen anglüht; wenn er aber voll ist, so daß er mit einer gesegneten Frau verglichen werden kann, gibt er sein Licht wieder an die Sterne ab.“ —

Aus dem zuletzt Erwähnten können wir ohne Klügel, wenn auch teilweise etwas verschwommen, entnehmen, daß Hildegard über die Mondbahnen, respektive Stellung des Mondes zur Sonne usw. bereits recht logische und richtige Vorstellungen hatte.

„Es gibt immer einen Kampf zwischen Luft und Feuer, die Sterne können an die Luft ihr Feuer abgeben.“ Spricht für vielfache Beobachtungen von Meteoren und Sternschnuppen.

„Die vier Elemente, aus denen doch Gott die Welt erschaffen hat, sind untrennbar.“

Auch über Heilquellen, Brunnen und Meerwasser sagt sie viel Zutreffendes, das eine gute medizinische Beobachtungsgabe verrät. Sie unterscheidet die irdische Luft von der, die Gestirne umweht. Was dafür spricht, daß ihr bereits etwas von der Atmosphärenschicht der Erde und der großen Gestirne bekannt gewesen sein dürfte.

Hildegard hat als Ärztin insbesondere auch über das Wesen der Menschen und seiner Krankheiten nachgedacht. Echt mittelalterlich muten uns, wie Strunz sehr richtig meint, folgende Stellen an: „Gott hat den Menschenleib aus Erdenlehm geformt und ihm dann die durch Vernunft beschwingte, unsterbliche Seele gegeben. Der Sitz der Seele ist das Herz und beeinflusst von hier aus den ganzen Menschen. Mit den Elementen steht der Mensch im engsten Zusammenhang, denn sie sind in ihm enthalten und beeinflussen ihn und vielfach ist er nur ein Spiegelbild der ganzen Welt.“

Besonders auf diese letzten Sätze möchte ich etwas näher eingehen, nachdem hier tiefes Verständnis und Erkenntnisse ver-raten werden, welche nicht nur in unserer modernen Medizin, sondern auch in Anthropologie und Ethnographie eine bedeutende Rolle spielen. Das, was wir unter dem Namen „Klima“ zusammenfassen, sind ja eben die verschiedenen Einflüsse der Elemente im alten Sinn des Wortes. Der Einfluß des Klimas aber auf das Menschengeschlecht beschäftigt uns Ärzte ja vielfach täglich in ersten Studien, deren Werte die ärztliche Wissenschaft erst in den letzten Dezennien halbwegs gewürdigt hat, wie Höhenklima, Wüstenklima, Seeluft. Andererseits, um ein ganz landläufiges Beispiel zu nennen: Das Unlustgefühl, die allgemeine Schläffigkeit, Migräne und ähnliche Zustände der meisten Menschen bei länger anhaltender Sirokkolust.

Aber auch anthropologisch-ethnographisch!

Die verschiedenen Volksstämme und derzeit bestehenden großen Rassen sind ja meist abhängig in ihrem geistigen wie körperlichen Wohlbefinden von ihren heimatlichen Sitten; und wenn wir auch gerne zugeben, daß das Menschengeschlecht eine große Anpassungsfähigkeit besitzt, so kann doch nicht, um nur einige Beispiele flüchtig zu erwähnen, das Unwohlsein der meisten Europäer bei langjährigem Tropenaufenthalt, die große Neigung südlischer Völker in ungünstigere, nördliche Klimaten versetzt, zu verschiedenen schweren Erkältungskrankheiten, Tuberkulose usw. gezeugt werden. Auch seelische Momente, wie Heimweh und in dieses Kapitel fallende Gemütszustände, spielen eine sehr wichtige Rolle.

\* Neue kritische Ausgabe von Paul Kaiser. Druck aus Straßburg aus dem Jahre 1533.

Sehr lehrreich und poetisch zugleich muten uns am Schlusse die Zusammenfassungen von Strunz und Kaiser über Hilde von Bingsens Gottvorstellungen an.

„Trotz ihres theologischen Standortes scheint sie hier Gott, Welt und Seele als etwas Einheitliches zu fassen, echt mystisch, aber auch im Geiste der Renaissance:

„Gott ist die Welt, die Welt ist beeeelt und die Seele göttlich!“ Das Göttliche ist die Vollenbung, es ist der Endpunkt aller Evolutionen, denn alles will — wie dann Theophrastus Paracelsus am Anfange der neuen Zeit sagt, im „Lichte der Natur voll-

endet sein und alles ist auf der Wallfahrt zu Gott!“ Die Schlussfolgerung aus solcher Gedankenreihe: „Eine neue Menschenkunde hebt an und mit ihr eine andere Weise, die Dinge zu sehen und zu sagen. Es war eine Flucht aus Schmerzen und der Herbheit einer trauerbeladenen Zeit.“

Mit diesen uns an den Monismus heranführenden Schlussbetrachtungen wäre eine schöne und kulturell so ungemein beachtenswerte Brücke aus dem sogenannten grauen Mittelalter zu unserer sonnenfrohen modernen Naturforschung und Weltanschauung geschlagen.

## Rundschau.

### Goethe-Forschung im Weltkrieg.

Auch durch den Lärm der Waffen und den Donner der Geschütze dringt die Stimme unseres Goethe an unser Ohr, wir haben unermüdet sein Wort gedeutet, sein Leben und Meinen durchforscht, neue Zeugnisse standen auf und sprachen zu seinem Ruhme. Was Gottfried Keller in einem Gedichte verkündet hat, ist gründlich widerlegt worden:

„Und Goethe ist ein Kleinod, das im Kriege  
Man still vergräbt ins sicherste Gemölbe  
Es bergend vor des rauhen Feindes Hand.

Doch ist der Feind verjagt nach heissem Siege,  
Holt man erinnerungsfroh hervor dasselbe  
Und läßt es friedlich leuchten durch das Land.“

Uns hat es in düstern wie in hellen Stunden in unverändertem Glanze geleuchtet, sein „Faust“ war unzähligen Kriegern ein treuer Gefährte in Schützengraben und Kampfgefeld, und, mochte auch manche Stockung bereits begonnene Untersuchungen verzögern, immer wieder traten frische Kräfte ein und führten langsamer, aber sicher die Arbeit weiter. Das Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft ist, in etwas veränderter Form, nicht ausgeblieben, die Sophien-Ausgabe erhielt mit dem 53. Bande eine Ergänzung, die eine ungeahnte Fülle vorboregener und unbekannter Gaben des Dichters bietet: voran einzelne bisher ungedruckte Römische Elegien und Venezianische Epigramme, die endlich rückhaltlos dem deutschen Volke geschenkt worden, das diese Produkte kühnster Erotik hoffentlich zu würdigen wissen wird, in ihrer hüllenlosen Nacktheit, die freilich dem harmlosen Auge des Kindes wie dem listernen Blinzeln Erwachsener verschlossen bleiben sollte. Und den eigentlichen Schlüsselstein der Ausgabe setzt das Register, dessen erster Band nunmehr im Drucke vorliegt, wodurch sie erst völlig nutz-

bar wird. Die Unterstützung der Goethe-Gesellschaft hat das großartige Unternehmen Hans Gerhard Gräfs „Goethe über seine Dichtungen“, die Sammlung aller seiner Äußerungen über seine poetischen Werke, mit dem neunten Bande (Frankfurt a. M., Rütten & Loening) zum Abschlusse gebracht, besonders wertvoll durch die Tabellen, in denen auch die lyrischen Gedichte in ihrer Zeitfolge aufgezählt werden. Und ergänzend tritt da die von demselben hochverdienten Herausgeber veranstaltete erste chronologische Ausgabe der lyrischen und epischen Dichtungen (Leipzig, Insel-Verlag, zwei Bände) hinzu, ein Unternehmen, dessen Notwendigkeit Erich Schmidt bereits wiederholt in ermunternden Worten dargetan. Ist natürlich auch nicht bei jedem Stücke zweifellose Sicherheit zu erreichen, gerade in dieser Folge ersteht der reinste Eindruck der Unmittelbarkeit und gegenseitigen Bedingtheit im Leser, die Verse erklären sich wechselweise in Entstehung und Ton, sie wachsen aus ihrer Schaffenszeit heraus, wie keine anders gebaute Verteilung es versinnlichen kann. Und die „Schriften der Goethe-Gesellschaft“ brachten neben der neuen Serie von „Gedichten Goethes in Kompositionen“, die wir wieder dem hingebenden, kenntnisreichen Forschen Max Friedländers danken (Bd. 31), auch die zeitgemäße Studie Rudolf Wustmanns „Weimar und Deutschland 1815 bis 1915“ (Bd. 30). Eine riesige Stoffmasse, bei der es galt, die Entwicklung Weimars auf politischem wie künstlerischem Gebiete durch wesentlich verschiedene, oft ganz entgegengesetzte Strömungen zu verfolgen und klarzustellen, ist hier mit imponierender Sachkenntnis in knappster Form und guter Gliederung in einer leider öfter nur recht trockenen und temperamentlosen Darstellung bewältigt. Be-

sonders eindringlich erscheint die Periode der musikalischen Vorherrschaft unter Liszt, der künstlerischen unter Schwind und Preller behandelt, auch die modernsten Strömungen in Kunst und Literatur finden Erwähnung. Überall wird die Rückbeziehung auf die Persönlichkeiten des Goethe'schen Zeitalters und der Zusammenhang mit dem politischen und geistigen Leben des Gesamtstaates scharf ins Auge gefaßt. Bei der Schwierigkeit der Aufgabe muß die glückliche Komposition und die gleichmäßige Verteilung der so verschiedenen Themen ganz besonders lobend hervorgehoben werden.

Das sind Leistungen, die, mehr oder weniger im Zusammenhange mit der Goethe-Gesellschaft, ihr eine ehrenvolle Anerkennung zusichern, mag man auch manche Einzelheiten am Jahrbuche auszustellen haben oder ihr Ziele weisen, die weit leichter gesteckt und ausgedacht als erreicht werden. So hat v. d. Leyen mit seiner Forderung einer „Verjüngung“ der Vereinigung, wie er sie jüngst in der „Deutschen Rundschau“ aussprach, gewiß nicht Unrecht, ohne daß man übersehen darf, wie undankbar er gegen ihre Leistungen wird oder wie kategorisch absprechend er allen philologischen Bemühungen gegenübersteht. Aber man unterschreibt wohl gerne seinen Ruf: „Einer Gesellschaft, die sich Goethe verschrieb, erwächst die Pflicht, das Individuum, den ganzen Mann, sein Werden und Sein den Zeitgenossen unablässig mahnend, warnend und aufrichtend vorzuhalten!“

Es ist nur natürlich, daß gerade in diesen Zeiten das Verhältnis Goethes zu Deutschland und seine nationale Gesinnung zur Sprache kommt und der Wunsch, unseren größten Dichter auch als Nationalhelden und Seher feiern zu dürfen, wurde des Gedankens Vater, aus seinen gelegentlichen Äußerungen eine rege Teilnahme an den Befreiungskriegen, eine großdeutsche Begeisterung herauszulesen. Da figurirt an erster Stelle das berühmte Gespräch mit Luden vom Jahre 1813, das dieser in seinen „Rückblicken in mein Leben“ aufbewahrt, nunmehr erneut wieder herausgegeben (Berlin, R. Curtius). Und eine ganze Reihe von Zeugnissen, aus seinen Werken, Gesprächen, Briefen ziemlich wahllos gesammelt, bringt der hübsche „Goethe-Kalender“ für 1917 (Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung), den nach zweijähriger Pause der seinen Freunden und der Wissenschaft zu früh entrißene Karl Schübdeköpff ans Licht stellt. Jedoch: alle Mühe ist vergebens, Goethe ist keine flatternde Standarte, er ist eine Zufluchtsstätte, er trägt nicht das Feldgrau, in das ihn ein Buchmacher zu An-

fang des Krieges kleiden wollte. Was darüber sich sagen läßt, hat wohl am treffendsten Gundolf in seinem noch näher zu würdigenden Goethe-Buche ausgesprochen: „Staatlichen und völkischen Patriotismus hatte Goethe nicht und konnte er seiner ganzen Natur nach nicht haben. Die Toren, die gerade diesen Patriotismus verlangen, begehen denselben Fehler, wie der Mann, der von der Eule Kürbisfrucht verlangt. Wir haben viele Patrioten, aber nur einen Goethe, und selbst dem Deutschtum ist dieser Mann durch sein So und nicht Anderssein wichtiger als alle Freiheitsfänger zusammen!“ Und der immer wieder aufgewärmte „Epimenides“ erscheint Gundolf nur als die „openhaft aufgepumpte Glorifizierung eines weltgeschichtlichen Ereignisses durch einen innerlich unbeteiligten Beobachter“.

Eine Reihe von Briefwechseln, wesentlich ergänzt und berichtigt, ist erschienen. Über den mit Zelter, wie ihn Max Hecker (Leipzig, Insel-Verlag) zu publizieren begonnen, läßt sich erst nach dem kritischen Apparat, den der letzte Band liefern wird, berichten. Recht wenig fördert Georg Hechts Ausgabe des Briefwechsels mit Carlyle (Dachau, Einhorn-Verlag), der wohl einige Übersetzungsfehler in Carlyles Briefen bessert, aber sehr dürftig in den Anmerkungen geraten ist, die, wie er versichert, „den ganzen philologischen Kleinkram nach Möglichkeit eingeschränkt haben“, wofür er aber recht unglückliche Zusätze in Klammern bringt, und ein sehr schwaches, nach keiner Richtung erschöpfendes Nachwort über die Persönlichkeit der beiden Briefsteller anfügt. Dagegen verdient die offizielle Publikation, die Hans Wahl in dem umfassenden, durch Erich Marcks dem Großherzog Carl August geweihten Gesamtwerke von seinem Briefwechsel mit Goethe in Angriff genommen (Berlin, E. S. Mittler & Sohn), die unbedingtste Anerkennung. Leider fehlen bis zum Jahre 1792, mit Ausnahme eines einzigen, sämtliche Briefe des Großherzogs, die Goethe verbrannt hat. Um so dankenswerter sind die sachkundigen, gründlichen Erläuterungen, die die gesamte Literatur im weitesten Umfange heranziehen. Auch darüber wird jedoch erst nach Vollendung der Publikation ein abschließendes Urteil möglich sein. Mit nicht minderer Freude darf man die Ausgabe der Eckermann'schen Gespräche begrüßen, die einer der eifrigsten Wiener Forscher, Eduard Castle, im Verlage Bongs bringt, der durch eine glänzende, außerordentlich instruktive Illustration ein Wesentliches zum Verdienste der Publikation beigetragen.

Gerade hier sind gründliche Anmerkungen geradezu unentbehrlich, und der Herausgeber hat, mühevoll Forschung in Archiven und Bibliotheken nicht scheuend, sowohl für Inhalt als für Datierung eine ganze Reihe wichtiger Zeugnisse und Beobachtungen beigebracht, die Chronologie und Textgestaltung festgestellt, auch auf Gedächtnisfehler und Aufschwellungen das Augenmerk gerichtet. Er ist auch der oft rührenden Persönlichkeit Eckermanns nachgegangen, die in Gundolfs Charakteristik wohl zu schlecht wekommt: „Geistig reif genug, um Goethes Wesen zu ahnen, untergeordnet genug, um willig zu dienen. Wir danken seiner bescheidenen Tugend, seiner Beschränktheit und seiner Tragikomik eines der schönsten Bücher.“ Jedenfalls sind in dieser Ausführung die Gespräche auf dem besten Wege, ein wahres Volksbuch zu werden, was sie schon lange sein sollten.

Die bedeutendste neue Gabe unter den Briefpublikationen bildet Goethes Briefwechsel mit Christiane, den Hans Gerhard Gräf herausgegeben hat (Frankfurt a. M., Rütten & Loening, zwei Bände) unter Mühen, die man annähernd begreift, wenn man aus einigen beigegebenen Schriftproben ersieht, welche Kraft der Kombination nötig war, die vielen nur dem Klange nach von dem wenig um die Schrift oder Orthographie besorgten Hausmütterchen aufgezeichneten Worte festzustellen.

Die große Bedeutung dieser, dem intimsten Goethe geweihten Blätter einzuschätzen, bin ich durch die schöne Besprechung, die das Buch bereits an dieser Stelle gefunden, überhoben. Es wird die ganze Goethe-Literatur lehren, die rechte Mitte zu halten zwischen gelegentlich auftauchenden panegyrischen Ergüssen und der üblichen Unterschätzung, die sich selbst noch bei einem Gundolf zeigt, wenn er sie nur als „gutgewachsenen kräftigen Animal“ gelten lassen will; auch für seine Meinung, daß Goethe später unter dem „Bettstübe“, der sie war und blieb, schwer gelitten und gebüßt, wo sie ihn die ganze Enge eines bürgerlich lastenden Haushaltes empfinden ließ, liefert die Korrespondenz keinerlei Anhaltspunkte. Man höre endlich mit dem Gerede von geistig ebenbürtiger Lebensgefährtin und dergleichen auf! Wo hätte ein Goethe sie gefunden, und wenn, wie hätte er mit ihr dauernd hausen können? Sie hätten sich gegenseitig zerrieben, wie es mit Frau v. Stein ergangen wäre. Was Goethe von ihr forderte, fand er: Elemente des Wesens seiner Mutter, die ja der Freier sehr oft in seiner Erwählten wieder sucht. Sie gab ihm

volle Behaglichkeit des Hauses, Sorglosigkeit, sie förderte sein Schaffen dadurch, daß sie es nirgends behinderte, ohne Ansprüche seine Stimmungen respektierte, die ihn so oft vom Herde ins Weite trieben, sie entließ den Fliehenden ohne Groll, sie empfing den Wiederkehrenden mit freudig geöffneten Armen. Es ist gewiß kein tiefgreifendes Ineinanderleben, wohl aber ein reizvolles Mit-einanderleben unter gegenseitigen kleinen Korzeptionen für harmloses „Augeln“ nach hübschen Menschenkindern, für Tanz und Unterhaltung auf der einen, für einen gewissen Epikuräismus nach der anderen Seite.

Eine wesentliche Ergänzung erfahren diese Mitteilungen im dritten Bande des Jahrbuchs, wo Steig ihr schiefes Verhältnis zu Bettina Brentano darstellt und Gräf Stellen aus ihren Tagebüchern abdruckt. Ein hübsches Wort aus einem Feldpostbriefe, das zeigt, wie gerne man sich im Schützengraben mit Goethe-Problemen beschäftigt, sei aus Gräfs Zitate herausgehoben: „Ich und meine Kameraden schätzen es sehr hoch, daß Goethe allen zum Trost Christiane zu sich genommen hatte. Man freut sich schon über die Tatsache, daß Goethe sich über die Sitte hinweggesetzt hat und ganz seinen Neigungen nach gewählt hat.“

Noch ohne Kenntnis der ganzen Masse der Briefe, die ihr nur zu flüchtiger Durchsicht verstattet waren, hat Etta v. Federn ein liebevolles, verständiges Lebensbild Christianens entworfen (München, Delphin-Verlag), das mit Sorgfalt ihre Biographie ganz in den Rahmen der Zeit stellt und sie lebhaft und mit guten Gründen gegen allen Klatzsch und Trafsch, der gebührend zurückgewiesen wird, verteidigt. Dieser Anwalt geht vielleicht etwas zu weit, wenn die innere Vornehmheit Christianens der ungezügeltten Wit Charlotte v. Steins rühmend gegenübergestellt wird. Man muß es versuchen, auch diese Frau in ihrer entsetzlichen Enttäuschung zu begreifen und in ihren Wutausbrüchen ein wohl groteskes, aber bedeutsames Zeugnis ihrer echten Empfindung für den verlorenen Geliebten zu erkennen. Nicht unerwähnt bleibe das reizvolle Charakterbild, das Helene v. Böhlau in ihrem temperamentvollen, aber nicht nur im Titel von Maniertheit nicht freien Roman „Der gewürzige Hund“ von Dle. Vulpius entworfen, in deren frohem Lachen „die überschäumende Kraft liegt, die von Goethes Atmosphäre nicht abgekühlt und eingefogen werden konnte, die ihm standhielt.“ Und echt aus dem Geiste des Goetheschen Liebhens heraus klingt ihr Ausruf: „Er soll sich um nichts zu kümmern haben,

und er soll wissen, daß jemand ganz und gar, mit Leib und Seele für ihn da ist. Wir wissen, was wir aneinander haben. Wir sind wir!“

Ist es wohl unmöglich, die einfachen Linien dieser Frauengestalt völlig zu verzeichnen, so bildet die seelische Erforschung der verlassenen Dido, wie sie sich selbst genannt, Charlotte v. Stein, ein immer von neuem zur Lösung reizendes Problem, dem eine völlige Durchleuchtung kaum je zu Teil werden kann, da die wichtigsten Hilfsmittel, ihre Briefe an Goethe, fehlen. Es geht durchaus nicht an, wie es neben anderen auch Minor getan, verächtlich von einer niedrigen Schnüffelei zu sprechen, die immer wieder klarstellen möchte, ob eine körperliche Vereinigung der Liebenden stattgefunden. Die Frage ist weder gleichgültig, noch indiskret, sie bildet das Um und Auf der psychologischen Grundlage des Verhältnisses, des Lebens wie des Dichtens Goethes in den ersten Weimarer zehn Jahren. Wie sich der Forscher zu ihr stellt, bedingt seine ganze Charakteristik des Menschen wie des Poeten. Eine bekannte Schriftstellerin, Ida Boy-Ed, gibt mit „Das Martyrium der Charlotte v. Stein. Versuch einer Seelenanalyse“ (Stuttgart, Cotta) eine sorgsame, manche feine Beobachtung bietende Studie ihrer ganzen Individualität, in die sie als Frau tiefer eindringen zu können behauptet, als jeder männliche Forscher, eine wohl sehr bestrebbare These. Sehr hübsch läßt sie ihre Heldin in ihrer Unfasslichkeit und Gedrücktheit aus dem Hofleben Weimars erstehen, sie war niemals jung gewesen, es fehlte ihr die Kraft wie die Anlage, ihre engumzirkelte Bahn zu verlassen, ihre Wirkung auf Goethe ist hauptsächlich eine erzieherische. Im Klimakterium stehend, hat sie sich Goethe ganz zu eigen gegeben vom Jahre 1781 ab, und er hat sich ein Quinquennium hindurch ihrer Liebe sicher gefühlt. Den Beweis dafür will die Verfasserin hauptsächlich aus Goethes Redewendung, das Noviziat seiner Liebe sei nunmehr vollendet, erbringen, ein Wort, das so vieldeutig ist, daß sich alles und nichts daraus folgern läßt. So bleibt es bei einer Hypothese, meiner Ansicht nach einer ganz irrigen. Aber ihren weiteren Folgerungen, die uns die wütenden Ausbrüche des Hasses gerade aus der Tiefe ihrer Empfindungen erklären und rechtfertigen, wird man gerne zustimmen, auch auf Goethes Seite nicht eine Schuld sehen, was natürliche Entwicklung eines, wie ich meine, auf einer ungesunden Basis aufgebauten Lebensverhältnisses werden mußte. Auch Wilhelm Bode

hat Charlotte v. Stein eines seiner zahlreichen Goethe-Bücher gewidmet, deren einige an dieser Stelle hervorgehoben sein mögen (erschienen bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin). Schon der große Erfolg, den sie beim Publikum errungen haben, nötigt Stellung zu ihnen zu nehmen, ohne dem Verfasser seine beliebten Wendungen gegen Spezialforscher und Philologen nachdrücklich anzukreiden. Er hat jedenfalls den ganzen Weimarer Kreis genau durchgearbeitet, verfügt über einen großen Zitatenerschatz, den er nach Gutdünken verwendet und herrichtet, und erzählt in breitesten, keine Wiederholung scheuenden, müheles hinfließenden Sätzen, die sich ohne jede geistige Anstrengung lesen, seine Geschichten, ausgeschmückt mit netten Anekdoten; so wird manchmal das Zeitalter Goethes recht lebendig, höhere Auffassung, tiefere Erkenntnis darf man freilich nicht suchen. Auch die netten Illustrationen wirken oft angenehm.

So schildert er denn die ganze Existenz Charlotte v. Steins, immer mit recht flachen Allgemeinheiten garniert, z. B.: „Es ist in der ganzen Welt Sitte, daß die älteren verheirateten Damen ihre Neigungen offener zeigen, als junge Mädchen es tun dürfen.“ „Es ist die Regel, daß der junge Mann, der in der Fremde eine solche lebenswürdige Freundin und Pflegemutter findet, ihre Güte durch dankbare Verehrung erwidert.“ Oder, was soll man zu Floskeln sagen, wie: „Ihr war das Glück und die Fähigkeit versagt, den Geliebten, den Gatten mit Haut und Haar lieben zu können“, oder zu dem Sage, den er den herrlichen Versen „Ach du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau“ nachschickt: „Das war süße Musik für ein weibliches Herz!“ Auch vor Kapitelüberschriften wie „Ein Wohnen in Goethes Liebe“ u. a. kann einem schon recht übel werden. Es gibt bei Bode keine Haupt- und keine Nebensachen, in ganz gleichmäßiger Ausdehnung werden die Familiengeschichten, die Biographien von Bekannten und Freunden vorgetragen, der große Umfang seiner Bücher ist zum Teil durch den Überfluß von Abdrücken bekannter Briefe und Dichtungen bedingt. Ganz dieselbe Manier zeigt „Der Weimarerische Musenhof 1756—1781“, wo Goethe stark gegen Wieland zurücktritt und das Theaterleben auf das oberflächlichste behandelt wird. Kühner tut wohl das Werk „Weib und Sittlichkeit in Goethes Leben und Denken“, schon dadurch, daß es kein eigentliches Familienbuch darstellt, sondern an den Sexualproblemen, freilich mit recht schwanken Griffen, herumfingert. Aber hier, wo es galt, tiefer zu

sehen, versagt Bode völlig, besonders dadurch, daß er nirgends die Beweiskraft gelegentlicher Äußerungen oder dichterischer Übertreibungen prüft, sondern ein Zeugnis neben das andere, ohne Rücksicht auf Zeit und Gewährsmann, stellt. Wenn sie fehlen, zieht er ganz falsche Schlüsse: so erscheint es ihm, weil Goethe nirgends eine Nacht an einer Dirne Busen registriert, ganz sicher, daß er die käufliche Liebe bis zu seinem 39. Jahre gar nicht gekannt. Seine Auffassung der Frau wird aus gelegentlichen Scherzen oder ärgerlichen Apercus ohne historische Entwicklung einfach herausgelesen, die Leipziger traditionellen Verse und superklugen Aussprüche des jungen Bernegros gelten schon als Weiberhaß, er findet schließlich nur acht Verhältnisse heraus, in denen „Goethes Herz stark erregt und auch die Geliebte gegentätig (!) war“ und verteilt sie prozentuell über seine ganze Lebenszeit. Dagegen ist recht hübsch und belehrend, was er über die ganze, von der unseren so verschiedenen Auffassung von Liebe und Ehe in Deutschland, und besonders im Weimar des achtzehnten Jahrhunderts, vorträgt. Solche kulturhistorische Bildchen gelingen ihm immer auf Grundlage seiner reichen Belesenheit in Memoiren und Sammelsurien. Aber seine sich freisinnig gebende Philistrosität wird gerade bei dem Herumzupfen an Knabenliebe, Erotik usw. so unausföhrlich, wie mit der ausführlichen Rechtfertigung von Goethes Sittlichkeit, die mit ihren Entschuldigungen mehr anklagt als freispricht und schließlich doch beklagt, daß seine Schriften der heutigen Jugend zu früh in die Hände gegeben werden. Wie herrlich klingen die moralischen Exegesen zur Gretchen-Tragödie, wo er meint, daß Gretchens Schönheit auch ein Unglück für Faust war, „wenigstens werden durch solche Schönheit viele Männer von ihren besseren Vorsätzen abgelenkt und irreföhrt“. Überhaupt — was ist das für ein braves Mädchen, das sich „in eine heimliche Bekanntschaft einläßt mit einem Ortsfremden, an Stand und Bildung Ungleichen“. So kann der ganze Goethe „unseren Söhnen nicht als Vorbild empfohlen werden, und unseren Töchtern werden wir nicht wünschen, daß sie an geniale Menschen dieser Art ihr Herz verlieren“. Nach solchen Proben — muß man da nicht vor diesen Produkten geradezu warnen?

Auf zahlreiche, im Detail oft recht förderliche Spezialuntersuchungen Goethescher Schriften ist hier nicht der Ort, einzugehen. Erwähnt sei die immer erneute Forschung, die Max Maris in seinem schon in dritter

Auflage vorliegenden Buche „Goethes und Herbers Anteil an dem Jahrgang 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ (Stuttgart, Cotta) der wichtigen und äußerst schwierigen Frage der Autorschaft der Besprechungen in dem Hauptorgan des Sturms und Drangs widmet. Sein Standpunkt hat sich dabei immer wieder geändert: zuerst hatte er 10, dann 20 Artikel für Goethe in Anspruch genommen, ein anderer Forscher: Otto Modick, suchte in „Goethes Beiträgen zu den Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ (Leipzig-Borna, Noske 1913) 29 Artikel ihm zuzuschreiben. Jetzt werden ihm gar 125 Besprechungen und 36 Anzeigen von Kupferstichen zugesprochen. Ich bewundere gewiß den Scharfsinn und die Exaktheit der Methode, kann aber nicht umhin, die aufgewendete Mühe zu bedauern. Es ist ganz unmöglich, aus Artikeln, die zum Teil gemeinsam beraten, durchwegs in einem Geiste und Stile ausgeführt sind, die Eigenart jedes einzelnen Schreibers mit Sicherheit herauszufinden. Ebensovienig überzeugen mich, genau wie die nach mancher Richtung gewiß förderlich gewordenen Forschungen zu „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, die über die „Wanderjahre“, auf denen fußend Eugen Wolff sie als „Novellenkranz nach dem ursprünglichen Plane“ herausgegeben (Frankfurt a. M., Rütten & Loening). Dieser ursprüngliche Plan ist und bleibt eine Hypothese und Phantasie. Trotzdem empfehle ich das hübsch ausgestattete Buch, weil es die schwer zugänglichen und im Apparat der kritischen Ausgabe mühsam zu verfolgenden ersten Druck- und Handschriftenfassungen der in Taschenbüchern verstreuten einzelnen Novellen bequem lesbar bringt.

Mit wärmstem Danke soll das groß angelegte Unternehmen, „Goethe-Handbuch“, das Julius Zeitler mit Unterstützung vieler Goethe-Forscher herauszugeben beginnt (Stuttgart, Metzler), begrüßt sein. Es ist ein Real- und Personalindex zu Goethe, der unter meist gut gewählten Schlagworten sein Leben und Denken, die Ikonographie, alle erwähnten Leute, Stücke, Werke, die geistigen Richtungen und Strömungen seiner Zeit, ja auch sprachlich auffallende Wendungen verzeichnet, zumeist in knappster Form, die mir oft zu sehr von Literaturverzeichnissen und exakten Verweisen abfieht. Wie nicht anders möglich, sind die einzelnen Artikel in dem vorliegenden ersten Bande, der „Nachen—Gück“ umfaßt, recht ungleichmäßig. Als besonders instruktiv möchte ich die Artikel von Elisabeth Menzel über Frankfurter Persönlichkeiten und Schauspieler, von Doebber & Grävenitz zur Bau-

und Kunstgeschichte, von Schrimpf über Goethes Christentum, die durch den allzu frühen Verlust des großen Gelehrten wehmütig stimmenden Aufsätze R. M. Meyers, den Faust-Artikel Pniowers hervorheben. Auch der Raum, der den einzelnen Themen zugestanden wird, gibt Anlaß zu Bedenken. Aufsätze wie der Zeitlers über Dichtung und Wahrheit sprengen geradezu den Rahmen, dagegen sagen Artikel wie „Ballade“ oder „Charlotte Buff“, „Dorothea“, namentlich der über „Dramaturgie“ recht wenig. Das Ganze aber ermuntert zu rascher Fortsetzung.

Schon oft wurde der Name Gundolf in diesen Ausführungen genannt; sein „Goethe“ (Berlin, Bondi), enggedruckte 800 Seiten umfassend, bildet den Abschluß unserer keineswegs erschöpfenden Revue, und zugleich die Krönung der ganzen Goethe geweihten Forschung dieser Jahre, ja noch mehr, er bleibt als epochemachend in der Geschichte der deutschen Literatur für immer bestehen. Ist es die Goethe-Biographie, die vielfach so sehnlichst erwartet wird? lautet wohl die erste hastige Frage. Darauf gibt es nur die Antwort: nein. Es ist überhaupt keine Biographie im landläufigen Sinne, die von Leben und Werken handelt, geschichtlich vorjchreitend darstellt, einreicht und klassifiziert, und schon der Titel, der jeden weiteren Beisatz zum Namen verschmäht, ist mit deutlicher Absicht gewählt, die gleich in den einleitenden programmatischen Sätzen klar wird. Leben und Werk wird als geistige untrennbare Einheit erfaßt, wo Goethe das größte Beispiel der modernen Welt ist, daß die bildnerische Kraft eines Menschen den gesamten Umfang seiner Existenz durchdrungen hat. Kunst ist Form seines Lebens, seine Werke sind das Leben selbst, zwischen beiden herrscht eine ganz einzige Harmonie. Wer ihn darstellt, muß des Erlebnisses Goethe als Ganzes fähig sein, erfassen, wie nichts in ihm verloren ging, jeden Moment seiner Existenz als Mitte und Träger für sein Leben erkennen. Seine Werke, ob dichterisch oder wissenschaftlich — beides sind Formen seines Selbsterhaltungstriebes — sind nur Ausdrucksmittel der in Sprache festgehaltenen Bewegung eines einheitlichen Menschen. So wird es dem Darsteller Goethes — nur für ihn erwachsen diese Forderungen, die sich nicht verallgemeinern lassen — zur Pflicht, in der Mannigfaltigkeit seiner Lebensbilder deren Kontinuität zu vergegenwärtigen. Er hat die dreifache Aufgabe: jeden Lebensmoment Goethes selbständig zu betrachten, wie er von Goethe gelebt wurde, ohne Rücksicht auf seine Existenz, welche wir

übersehen, jedoch nicht er, diesen Moment als eine Stufe, die ihre ganz bestimmten Problemgruppen hat, in seiner Existenz anzuschauen, und endlich ihn als Ursache, Stoff oder Gehalt seines Schaffens zu erforschen. Ausgeschaltet wird das eigentliche Biographische und Philologische, die Hypothese und Kombination, im Leben schöpferischer Menschen geht erst das Geschaffene, sinnlich Deutliche und Deutbare uns etwas an, alle unsere außerhalb des Werkes über dasselbe gewonnenen Kenntnisse haben wir bei Seite zu schieben und nur zu fragen, was es uns dann noch sagt. „Nur das, was nach Ausscheidung aller solcher biographischen Nachträge noch zu uns aus dem Werke selbst spricht, ist Goethescher Gehalt und gehört wesentlich dazu.“

Es ist klar: ein Lebensbild, eine Paraphrase seiner Dichtungen oder ein bequemer Führer durch seine Geisteswelt kann auf diese Weise nicht entstehen. Gundolf stellt die höchsten geistigen Ansprüche an sein Werk, wie an dessen Leser — er erfüllt sie auch. Wer dieses Werk mit Nutzen genießen will, muß in der Goethe-Literatur aufs Beste beschlagen sein, Leben und Werke aufs Genaueste kennen, ein Laie dürfte wohl ratlos und wie vor den Kopf geschlagen dieser gewaltigen Leistung gegenüberstehen, deren überwältigende Größe gerade in ihrer scharfen Einstellung auf leitende Gesichtspunkte liegt. So darf man wohl sagen: Gundolfs Goethe ist keine Biographie, sondern ein großer Essay. Er durchleuchtet seine ganze Wesenheit von einer strahlenden Lichtquelle aus. Gerade darin liegt aber seine Bedeutung, die sich heute und in knapper Form noch gar nicht ausschöpfen läßt, darin wurzeln aber auch gewisse, eng damit verbundene kleine Gebrechen. Indem das Menschliche gegenüber den Ideen zurückgeschoben wird, treten Persönlichkeiten, zuweilen auch Werke als Einzelercheinungen allzu sehr zurück. Das Buch bietet sehr wenig Zitate, kaum eine Jahreszahl, es arbeitet mit wenigen auserlesener Namen. Von höchster Warte aus wird Goethe geschaut: dadurch entschwindet manchmal gerade der Goethe, den wir besonders lieben, der junge Stürmer in seiner Naivetät und Ursprünglichkeit, das Bewußte seines Schaffens tritt stärker zutage als das Unbewußte, Gestalten wie Gretchen oder Klärchen geraten in Abstraktionen, die Ablehnung des historischen Aufbaus schädigt gerade die Betrachtung des „Faust“, und nicht jedes einzelne Urteil über Werke wie über Menschen wird man blindlings unterschreiben. Aber was bedeuten solche kleine Nörgeleien, die dem Gesamt-

bilde gegenüber verschwinden, vor dem Ganzen, das Goethe zum ersten Male und tief in seinem Innern schaut als „geprägte Form, die lebend sich entwickelt“, das das Gesetz erkennt, nach dem er angetreten, das so feinsinnig, namentlich beim Tasso oder den Wahlverwandtschaften, klarzulegen weiß, was ein Kunstwerk will, was es erfüllt, wo es hinter seinen Absichten zurückbleibt. Und ein ganz einziges Vermögen, sprachliche Kunstformen zu erkennen und ihre Ausdrucksfähigkeit in Worten festzustellen, herrscht in den Kapiteln über die Entwicklung von Goethes Lyrik, über die bis heute noch nicht mit so feinsühndem Verständnis gesprochen worden. Aufs Schönste wird die Notwendigkeit der Briefform für den Werther, das Metrum der Episteln und Epigramme nachgewiesen, die Wandlung der „Theatralischen Sendung“ vom Theaterromane zum Bilde der Welt in den „Lehrjahren“ gekennzeichnet, überall ersteht ihm aus dem Werke Goethes seine lebendige Gestalt, bedingt durch Vergangenheit, vordeutend in die Zukunft. Wiederholungen, die sich da zuweilen einzustellen scheinen, werden bei schärferer Prüfung zumeist als notwendige Bindungen klar und berechtigt. Und die mitunter hinreichende Darstellung kann auch durch kleine sprachliche Maniriertheiten, die wir dem Autor des „Shakespeare und der deutsche Geist“ schon als eigenartige Prägungen seines Geistes und Ausflüsse seiner Besenkung in den geliebten Stefan George zugezogen halten müssen, an der Hochschätzung der schriftstellerischen Leistung nichts ändern. Das Buch ist die große Schöpfung eines dichterisch fühlenden Denkers.

Als Ariadnesfaden durch die verschlungenen Pfade von Goethes Leben und Schaffen zieht sich die Scheidung zweier Momente: Gundolf nennt sie Urerlebnis und Bildungserlebnis. Urerlebnis sind die Erschütterungen, denen der Mensch kraft seiner inneren Struktur ausgesetzt ist, Bildungserlebnisse die geschichtlichen Einflüsse, Umgebungen u. a.

Der Kampf zwischen ihnen setzt schon mit Goethes Leipziger Seckentum ein, er geht durch sein ganzes Dasein, im Götz zum Beispiel ist das Urerlebnis der Konflikt seines Ich mit der Umwelt, das Bildungserlebnis die Richtung des Sturms und Drangs mit seinem Deutschtum. In Weimar ist Frau v. Stein ein Urerlebnis, das zum Bildungserlebnis sich vertieft; dieses beginnt mit und nach der Italienischen Reise über die Urerlebnisse zu siegen, bis es sie im Alter zu Symbol und Allegorie umdeutet.

Wo Urerlebnis und Bildungserlebnis

sich kreuzen und sich gegenseitig nicht vollkommen genügen, so daß Überschüssiges frei wird, hat das Überschüssige die Tendenz, sich an ein adäquates Sinnbild anzuschließen und das unadäquatere liegen zu lassen. So siegt Tasso und Iphigenie über die Pläne von Naufikaa und Elpenor. Die schönste Durchkreuzung bieten die Römischen Elegien mit dem erotischen Urerlebnis und dem römischen Bildungserlebnisse. Im Alter wird der Dichter da gewaltig, wo das Urerlebnis gegen seine Absicht über das Bildungserlebnis Herr wird, wie in der großen Ballade oder der Marienbader Elegie.

Gänzlich abstrahiert Gundolf vom landläufigen Gattungsbegriffe, er scheidet Lyrik, das Urerlebnis im Ich dargestellt, Symbolik, wo das Urerlebnis des Ich erst durch einen im Bildungserlebnis ausgestalteten Stoff bewegt wird, und Allegorie, das abgeleitete Erlebnis im Stoff einer Bildungswelt. Dreiteilig gliedert sich auch das ganze Leben Goethes in „Sein und Werden“, „Bildung“, „Entsagung und Vollendung“, nicht äufere Momente, sondern innerliche Erlebnisse und Erfahrungen bilden die Einschnitte.

Wie im einzelnen überall die Gruppenbildung und die erwähnte Dreigliederung durchgeführt wird, läßt sich an dieser Stelle unmöglich aufzeigen. Die Jugend steht unter dem Zeichen des Titanismus, der sich als Selbstbehauptung und Weltdurchdringung in Goethe äußert, nicht um der Bewegung, sondern um der Gestaltung willen läßt er seine Fülle ausströmen. Ein noch nicht hervorgehobenes Moment tritt in seinem Schaffen von frühester Jugend auf mächtig zutage: die „Heiligsprechung des Augenblicks“. Vor dem Werther ist für den Dichter die Welt Material zur Ausprägung seines Ich, nach demselben wurde das Weltwesen für Goethe der Raum zur Selbstausbildung, die sich in Weimar vollzieht, in der Gesellschaft, nicht gegen sie. Die Epoche der Bildung schreitet zur unbedingten Anerkennung der Gesetzmäßigkeit vor, Ethik und Schönheit wird eins, Goethe erzieht sich zur Humanität und Selbstbeschränkung, Italien bringt die Selbstgestaltung, das Deuten wird Anschauen, der Menschenföhler ist Menschenforscher, die von ihm deutlich erkannten Grenzen führen zur Resignation, Bildungselemente, die der Verkehr mit Schiller noch stärkt, überwuchern den Leidenschaftsgehalt, das Erlernbare und Mitteilbare siegt beim Künstler, der mehr zum Manne der Wissenschaft geworden, über das Suggestive und Allgemeine.

Der gefühlvolle Schöpfer wandelt sich zum bewußten Ordner und Kenner der

Kunstkräfte und Kunstgesetze, die seine und Schillers Produktion mehr hindern als fördern. Zunehmende Anerkennung und Verarbeitung der äußeren Wirklichkeit bezeichnet Goethes Weg vom Sturm und Drang zum Klassizismus. Im Alter wird er sich selbst die Welt im Sinne eines entwickelten Ganzen, dem er forschend nachgeht. Seine Alterslehre, losgelöst vom leidenschaftlichen Anlaß, findet den Weg zum heißen Herzen nicht mehr zurück. Seine Dichtung wird zur geistigen Durchdringung, Überschau, Auswahl, Deutung eines dunkeln Lebensgrundes. Mit dem Faust schließt sich das Bild seines Daseins, das mit dem Streben nach Unendlichkeit anhub und mit dem Verzicht auf die Unendlichkeit sich erfüllte und vollendete.

Ein großer Deuter hat hier einen wahrhaft großen Goethe geschaut und ausgelegt. Was Gundolfs Shakespeare-Forschung und Übersetzung auch schon Schönes verhieß, sein Goethe hat all die hohen Erwartungen, die er erweckte, weit überboten. Wir werden immer mit Stolz sagen können: Das dritte Jahr des furchtbaren Weltkrieges hat Deutschland Gundolfs Goethe geschenkt — braucht es eines stärkeren Zeugnisses für unsere Kultur? Alexander v. Weilen.

### Eine Vorlesung bei Marie v. Ebner-Eschenbach\*.

Marie v. Ebner hat allen gehört, die sie geliebt und verstanden haben und wir alle haben sie verloren, aber etwas Unverlierbares ist uns geblieben — die Erinnerung.

Ich schlage das Bändchen „Alte Schule“ auf und blicke auf die mit ihrer schönen, gleichmäßigen Handschrift geschriebene Widmung „St. Gilgen, Juli 1897“. Und jener Sommer erstet wieder deutlich vor meiner Erinnerung und die Stunden, die ich mit ihr zubringen durfte. Damals verbrachte ich einige Wochen mit meinen Kindern in St. Gilgen am Wolfgangsee. Es hat wieder einmal unaufhörlich geregnet, ein „echtes Salzkammergutwetter“. Trotz Regen und Sturm ging ich täglich spazieren, den Weg gegen den See zu, der heute „Ebner-Eschenbach-Promenade“ heißt. Auf einem dieser Spaziergänge, als gerade die Sonne etwas weinerlich durch die Wolken blickte, traf ich Professor Michalek, der von Gmunden herübergekommen war, um das Bild von Marie v. Ebner zu zeichnen, als Grundlage für die spätere Radierung. Er schwärmte mir von ihr vor und während wir noch plauderten, erschien sie selbst, begleitet von ihrer Freundin Frau v. Fleischl.

Ein freudiges Gefühl durchzuckte mich bei dem Gedanken, daß ich die Ebner kennen lernen sollte, der ich so viele herrliche Stunden dankte, die mir, obgleich ich sie bisher nicht persönlich gekannt hatte, doch so vertraut war aus ihren Werken. Ich wurde ihr vorgestellt, Professor Michalek empfahl sich bald und ich wurde aufgefordert, sie auf ihrem Spaziergang zu begleiten, was ich natürlich gerne tat. Wir plauderten von Land und Leuten. Ein Bauer, mit dem ich öfter ins Gespräch gekommen war, grüßte und gab Anlaß, daß die Ebner lebhaft und anregend von ihren märischen Bauern erzählte, das menschlich Liebenswerte an ihnen hervorhob, wie man sie nur kennen müsse, um sie zu schätzen, welch einen Schatz von Treue und welch goldiges Herz sie besäßen, von welch rührender Anhänglichkeit sie seien. Frau v. Fleischl erzählte, wie die Ebner für viele von ihnen zur Vorsehung geworden, wie sie für sie sorgte und wie sie sie dafür vergötterten.

Wir kamen an dem Kindergarten vorüber, dem geistliche Schwestern vorstehen, die im Garten herumwirtschafteten. Die Ebner kannte alle Kinder und erzählte, daß sie vor einigen Tagen einer Feier beigewohnt und sich sehr mit ihnen gefreut habe. Gesprächsweise ergab sich, daß die Feier anläßlich einer den Kindern von der Ebner gespendeten Tausche stattgefunden hatte.

In feiner Weise mußte sie mir abfragen, daß ich vor nicht langer Zeit meine Mutter verloren hatte und sie, die ihren geliebten Gatten betrauerte, sprach liebe Worte, die wie Balsam auf mein Herz fielen. Ich wurde aufgefordert, sie zu besuchen. Ihr Heim war entzückend einfach und bescheiden, wie die ganze Frau, das Musterbild altösterreichischer Gemütlichkeit, spiegelblank gehalten von einer alten, langjährigen treuen Dienerin; man fühlte sich gleich so wohl dort, als ob man eben aus der Fremde in die Heimat zurückgekehrt sei. Ich wurde zu der Vorlesung eines ihrer Werke eingeladen. Als ich hinkam, waren schon viele Menschen da. Ihre beste Freundin, ihr „Gewissen“ Frau v. Fleischl, die verstorbene Emilie Cyner, die Frauen Billroth und Benndorf, Ludwig Michalek und mehrere andere. Marie v. Ebner las selbst vor. Es war merkwürdig, wie die zarte Frau, die im gewöhnlichen Leben ziemlich leise sprach, deutlich und ausdrucksvoll las, man vergaß vollkommen, daß vorgelesen wurde; sie las so lebendig, daß man an nichts anderes denken konnte, als an das Gelesene, das jeden ganz in Anspruch nahm. Es war „Maslans Frau“. Die No-

\* Zu ihrem Geburtstag, 13. September.

velle spielt in bäuerlichen Verhältnissen und behandelt das Motiv der ehelichen Untreue des Mannes und der durch sie beleidigten Frau in einer höchst eigentümlichen und reizvollen Weise. Die Frau verschließt das Haus vor dem Heimkehrenden und gibt ihn dadurch dem Spott der Dorfbewohner preis. Der Mann schwört, während das ganze Dorf zuhört, daß er ihre Schwelle nie mehr überschreiten werde und auch sie tut einen Schwur, daß sie nicht ungerufen zu ihm kommen werde. Nach Jahren wird der Mann totkrank; der neue Pfarrer versucht mit jugendlichem Eifer das Ehepaar zu versöhnen, die Frau dazu zu bewegen, den Mann aufzusuchen, ihn dazu zu bringen, sie zu rufen, alles vergeblich!

Nach der großen Überredungsszene zwischen dem Pfarrer und der Frau machte Frau v. Ebner eine Pause. Die Pause wurde gereicht, es entstand jener Lärm, den das Durcheinandersprechen mehrerer Personen verursacht. Ich war so mit der Erzählung beschäftigt, daß ich nicht sprechen mochte. Alles an der kleinen Novelle war meisterhaft, der Arzt, der Pfarrer, vor allem aber die beiden Hauptpersonen, die einander immer noch liebten und doch nicht nachgeben wollten, nicht nachgeben konnten, ja, geradezu darin, daß sie nicht anders konnten, lag die meisterhafte Führung der Handlung. Während ich abseits saß und über die Darstellungskunst und das liebevolle Sehen der Gestalten nachdachte, kam die Dichterin auf mich zu und fragte ganz unvermittelt: „Was glauben Sie, wie wird die Geschichte ausgehen? Es ist mir sehr wertvoll und lehrreich das Urteil des Publikums zu hören“. Ich war einigermaßen betroffen, aber so gepackt von der Erzählung, daß es mich drängte, meine Meinung auszusprechen — so sagte ich kurz entschlossen: „So lange sie leben, kommen sie nicht mehr zusammen, es ist keinem von ihnen möglich nachzugeben.“ Sie erwiderte: „Ich sage nichts, aber vielleicht haben Sie das Richtige getroffen“ und dann ging sie weiter und sammelte andere Urteile. Als die Vorlesung zu Ende war, kam sie auf mich zu und sagte: „Sie haben recht geraten!“

Liebenswürdig, wie sie war, erwiderte Marie v. Ebner meinen Besuch und während sie in der niedrigen Stube auf dem harten Sofa saß und wir sprachen, polterte es auf einmal die Holzstiege herauf, die Tür flog weit auf und meine beiden wilden Mädelein stürmten herein: „Mutti, Mutti, es hat aufgehört zu regnen“, aber als sie des Besuches ansichtig wurden, „verschlug es ihnen die Red“. Sie aber sah belustigt und gütig auf die beiden Blondköpfe, die plötzlich verstummt

waren und mußte sie bald zahm und gesprächig zu machen durch den Zauber ihrer Persönlichkeit. Als sie von uns ging, war es dunkel geworden in dem Zimmer, und nun, da sie für immer von uns gegangen ist, ist es noch viel dunkler um uns geworden.

Margarete Minor.

### Eine Schottin über unsere Offiziere.

Die Gattin eines hohen österreichischen Generals, eine Schottin von Geburt, hat ein Buch geschrieben\*, das schlicht in einem soignierten liebenswürdigen Plauderton aus zahlreichen persönlichen Erinnerungen und Eindrücken eine kurze volkstümliche Geschichte der habsburgischen Armee während der letzten achtzig Jahre gibt. Als Dorothea Gerard hochbetagt daran ging, aus ihren Erinnerungen dies ehrenvolle Gedebuch zusammenzustellen, mag dieses Beginnen vielleicht von der Absicht geleitet worden sein, ihren Landsleuten drüben überm Kanal das Wesen des österreichisch-ungarischen Militärs ein wenig näherzubringen. Nun ist die feine alte Dame mitten im Kriege gestorben, und ihr Werk, ursprünglich in englischer Fassung, ist drüben verboten worden. Wir aber wissen dem Herausgeber, dem Wiener Richard Wengraf, herzlichen Dank, daß er sich der posthumen Gabe einer warmen Freundin unserer Wehrmacht angenommen hat und diese Blätter nicht in Vergessenheit geraten ließ. Denn es ist immer interessant und heutigen Tages doppelt, von der ruhmvollen Vergangenheit unserer bravourösen Armee erzählen zu hören, ihr Entstehen und ihre Entwicklung bis zu ihrer heutigen Gestalt zu verfolgen und Szenen entscheidender Phasen vor sich lebendig werden zu sehen. Vieles weiß Dorothea Gerard aus eigener Anschauung zu berichten — stand sie doch lang genug in innigstem Zusammenleben mit unserer Armee und hat die Leiden und Freuden einer braven Offiziersfrau wacker mitgemacht — vieles, aber hat sie noch aus dem Munde historischer Augenzeugen, alter Nadeßkqveteranen und 66er Kämpfer, so daß akademische Trockenheit überall glücklich vermieden wird und Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit jegliche Darstellung kennzeichnen. Nicht ohne Bedacht haben wir oben von einer „volkstümlichen“ Geschichte unserer Armee gesprochen. Das schlanke Büchlein mit seinem hübschen Einband — drei Offiziere in den bunten Uniformen von

\* „R. u. k. Offiziere.“ Ernstes und Heiteres aus der Zeit von dem Weltkriege. Von Dorothea Gerard. Herausgegeben von Richard Wengraf. Berlin und Braunschweig, Verlag von Georg Westermann.

anno 40 — hat ganz die Struktur, ein volkstümliches zu werden, das die einen lesen, um auf angenehme Art ein Stück österreichisch-ungarischer Geschichte aufzufinden, die andern, um sich mit einem heute so nahelegenden Thema eine müßige Stunde zu vertreiben.

—1.

### Musikalische Propaganda.

Die Wiener Philharmoniker haben eine Konzertreise nach der Schweiz unternommen. Das wäre, in Erfolg und Mißerfolg, ihre eigene Angelegenheit gewesen, so sehr unser lokalpatriotischer Stolz mit diesem Orchester fühlen mag. Nun aber folgt den ersten lauten Reklameberichten, denen die Kontrolle fehlt, das Bekräufel verschwiegener Verteidigungen, heimlicher Polemiken, schließlich wieder unerwünschtes politisches Gezänk. Denn, so hören wir jetzt, es sei, obwohl von einer privaten Konzertagentur veranstaltet, eine Propagandareise gewesen, also gewissermaßen österreichische Kunst unter geschäftstüchtigem Schutz. So wird's eine öffentliche Angelegenheit, die anders angesehen werden muß als eine fröhliche Vereinsfahrt.

Zunächst, wem galt die Propaganda? Obwohl nicht alles ganz nach Wunsch gegangen zu sein scheint — die volle Wahrheit läßt sich von hier aus kaum erkennen — so wollen wir doch gerne glauben, daß die Philharmoniker in der Fremde nicht weniger Beifall gefunden haben als zu Hause. Vielleicht wußten die Schweizer schon längst vom Hörensagen, daß das Wiener Philharmonische Orchester ein vorzügliches, ein ausgezeichnetes Orchester ist; das ist ihnen nun bestätigt worden. Also hätte die Reise Propaganda für die Philharmoniker machen sollen? Das kann für eine, sagen wir halb-offizielle Veranstaltung, die ihre Kosten schwerlich aus sich selber deckt, als Zweck nicht ganz genügen. Eine Propaganda für den Dirigenten, Herrn v. Weingartner? Erst recht nicht. Die eifrigsten Bewunderer dieses vortrefflichen Dirigenten werden zugeben, daß man dafür keine Propaganda von Staats wegen einsetzt, ja im Gegenteil, sie werden vermutlich sagen, der internationale Ruhm Weingartners bedürfte dessen gar nicht mehr. Auf jeden Fall wäre noch zu bedenken gewesen, daß wenige Monate vorher Weingartner in der Schweiz als Dirigent schon tätig gewesen war — ob gerade in denselben Städten, tut nichts wesentlich zur Sache — allerdings an der Spitze eines anderen, tief unter unseren Philharmonikern stehenden Orchesters, mit entsprechend geringerem Erfolg; da ist es nicht immer ganz leicht, den Dirigenten vom Orchester zu trennen. Von

den politischen Begleiterscheinungen und Nachfolgen hüben wie drüben wollen wir ganz absehen. Ohne sie irgendwie überschätzen zu wollen, wird es für alle, namentlich ausübende Künstler, eine heilsame Lehre bleiben, Erklärungen, die man nicht genau oder gar nicht gelesen hat, nicht mit derselben bereitwilligen Eilfertigkeit zu unterschreiben wie ein Gutachten über ein Klavier beliebiger Marke. Wer sich überdies zu erinneren weiß, welch fragwürdigen offenen Brief Herr v. Weingartner zu Beginn des Krieges an Saint-Saëns gerichtet hat, wird es ihm aufs Wort glauben, daß es ihm niemals eingefallen ist, die Franzosen beleidigen zu wollen.

Die französischen Westschweizer allerdings waren davon nicht so überzeugt, als es für eine Propagandareise wünschenswert gewesen wäre; und noch mehr, sie waren nicht einmal dadurch zu bekehren, daß man zu ihren Ehren das Programm mit Tschaikowsky und Berlioz, also mit „feindlichen“ Komponisten, wie man jetzt so schön sagt, schmückte. Wir haben es wohl nicht notwendig, nochmals zu beteuern, daß wir die Ausschließung fremder Kunst nicht bloß für eine Ubernheit, sondern für ein Verbrechen an der Kunst ansehen; ist es doch gerade ein Vorzug deutschen Wesens, die Kunst anderer Nationen erfassen, aufnehmen und würdigen zu können. Die Betätigung dieser Gesinnung schien uns, wie die Leser der „Österreichischen Rundschau“ wissen, hierzulande notwendig; hier hätte man in der Kunstübung von Unbeginn auf die Kunst und auf nichts anderes bestehen müssen. Dann käme es ja nicht zu der Lächerlichkeit, daß beispielsweise in der Hofoper tote Komponisten des Auslandes aufgeführt werden dürfen, lebende aber nicht; ist Massenet der deutschen Oper um so viel näher als Puccini? Bei uns also, erst recht in Deutschland, wäre jene Unbefangenheit zu erweisen gewesen; im Ausland, auch im neutralen, steht die Aufgabe anders. Hier gilt es, zu zeigen, was wir selber an Kunst besitzen; die Kunstübung ist erst das Zweite, so sehr sie vom Ersten abhängt.

Demnach wäre nicht zu zeigen gewesen, wie schön die Philharmoniker spielen, sondern vor allem, was sie spielen. Nun, wenn wir irgend eine österreichische Kunst haben, so gewißlich eine österreichische Musik, nicht nur der Vergangenheit, sondern auch der Gegenwart; daß die künstlerischen Kräfte, die schaffenden, nicht bloß die nachschaffenden in der österreichischen Musik immer lebendig sind, das, gerade das, war einem Ausland, das uns vielleicht weniger kennt,

zu demonstrieren. Nun gehört es ja zur Wesenseigentümlichkeit unserer philharmonischen Konzerte, daß sie als Kunstübung nur sehr unvollkommene Abbild unserer Kunst sind, weil sie die zeitgenössische Musik herzlich wenig, immer sehr verspätet, berücksichtigen. Noch immer kennt kein philharmonisches Konzert den Namen Schönberg, obwohl das Kammermusikpublikum, sicherlich icht weniger konservativ, wenn auch vermutlich musikalischer als der Durchschnittshörer der Philharmonischen Konzerte, längst von ihm weiß. Nun, am Ende sind die Schweizer so gut wie in der Malerei auch in der Musik den modernen Bestrebungen empfänglicher als wir; vielleicht ist man dort auch mit Mahler vertrauter, so daß man immerhin Gründe ersinnen kann, die das Fehlen dieses österreichischen Künstlers in dem Reiseprogramm entschuldigen. Doch unter keinen Umständen durfte der große urösterreichische Künstler Anton Bruckner fehlen. Den kennt man wohl wenig in der Schweiz, gar in der französischen. Die eine oder andere seiner Sinfonien hätte gespielt werden müssen, auf die Gefahr hin, daß es nicht zu persönlichen Ovationen für Dirigenten und Orchester gekommen wäre, auf die Gefahr hin, daß die Westschweizer ein wenig besremdet gewesen wären, vielleicht; doch ganz gewiß hätten sie bemerkt, daß hier jemand spricht, der allen etwas zu sagen hat, auch wenn sie ihn noch nicht ganz verstehen. Wenn die Eigenart Bruckners erkannt wird, bringt ihr Verständnis uns nicht mehr Sympathien ein, als wenn wir mit Tschairowsky um gütiges Wohlwollen betteln? Wenn die Schweizer, wie uns versprochen ist, im Herbst mit ihrer Musik nach Wien kommen, so werden sie uns hoffentlich noch etwas anderes mitbringen als Mozart oder Beethoven, obwohl, weiß Gott, mit der Wiener Wiedergabe dieser Meister durchaus noch nichts. Abschließendes, nicht einmal für die Gegenwart getan ist. Überdies: ein Bruckner muß auch von den Ausführenden studiert werden, um halbwegs zu wirken; mit Tschairowsky hat man's bequemer. Freilich, so bequem, wie es die Generalprobe in Wien zeigte, denn doch nicht. In der Westschweiz kennt man Tschairowsky gewiß sehr gut, und vor allem kennt man da die Art der Pariser Orchester, die nicht die schlechtesten sind und gerade an Glanz und Schwung mit den Philharmonikern wohl noch wetzeln. Ein Richard Wagner, ein Gustav Mahler haben für ihre Dirigententechnik manches an Pariser Orchestern gelernt; die höchste Genauigkeit, Präzision, nicht zu verwechseln mit Schwer-

fälligkeit, muß überall gefordert werden, ganz besonders, wenn man Vergleiche auf vertrautem Gebiet herausfordert. Das gehört zu einer erfolgreichen Propaganda der Kunstübung allein ebensosehr wie zu einer Propaganda der Kunst.

Ein Bruckner hätte auch Gelegenheit gegeben, das Ausland mit einer Besonderheit unserer österreichischen Kunstübung vertraut zu machen, auf die wir stolz sein können, mit unseren Bemühungen, die Kunst zum Gemeingut zu machen. Die Programmbücher mit ihren besten Erläuterungen — nicht alle sind gleichwertig — sind ein Teil davon. Die Analyse der dritten Sinfonie beispielsweise ist ein Meisterstück, wie es auch dem verdienstvollen Robert Hirschfeld nicht oft geglückt ist. Hat man zu den Programmen die österreichischen Programmbücher mitgenommen? Und war man fürs Ausland ehrlicher und anständiger als zu Hause, wo aus den von Hirschfeld begründeten Büchern sein Name selbst bei den von ihm verfaßten Analysen getilgt ist? Freilich, er ist tot . . .

Die ganze Sache war nicht durchaus geeignet, von österreichischer Musik und ihrer Pflege den richtigen Begriff zu geben. Wir haben nicht bloß eine deutsche Musik in Österreich, sondern auch eine slawische; wo waren im Programm Dvorak, Smetana, wo bleibt von den Modernen Novak? Die Philharmoniker sind unser bestes Orchester, gewiß; doch nicht immer das beste Mittel, um unseren ganzen musikalischen Komplex im Produzieren und Reproduzieren, im Schaffen, Üben und Pflegen zu zeigen. Diese Aufgabe muß offen bekannt werden, nicht privat, sondern offen von Staats wegen. Die Kunstpolitik, die nur künstlerische Rücksichten kennt, bleibt allemal die beste, auch für eine Politik, die der Kunst Hilfe in Anspruch nimmt. Dr. D. J. Bach.

### Wiener Bühnen.

Die Wiener Bühnen treten in das vierte Kriegsjahr und wer die süße, mitunter wohl auch recht saure Gewohnheit des Theaterbesuches auch in diesem an Schönwetter überreich gesegneten Sommer nicht lassen konnte oder wollte, hatte zwischen der alten und der neuen Spielzeit kaum eine rechtschaffene Pause zur Verdauung der empfangenen Genüsse. Zum Glück war die dramatische Sommerkost von der leichten Art, daß man getrost auf sie verzichteten konnte, ohne darum geistig mehr zu hungern als leiblich. Die Operette behielt auch in den Hundstagen die Vorherrschaft. Zusammen mit dem Bundestheater, dem Benedig-Ersatz der

Kriegsausstellung, huldigten ihr nicht weniger als vier Wiener Bühnen und neben den Kammerspielen und der Neuen Wiener Bühne, die beide sich darauf beschränkten, alte Schwankerfolge, so gut es ging, zu strecken, versuchte nur die Volksbühne ihr Sommerglück ohne Zuhilfenahme von Operettenmusik. Sie verschrieb sich von Fred Rosen ein ernstes Schauspiel „Das Haus gegenüber“, das im englischen „high life“ spielt. Es wäre aber unangebracht, darüber entrüstet zu sein. Denn Fred Rosen ist sicherlich nur ein Deckname und englisch ist an dem Kriminalstück nichts, als höchstens der Film, an dem der Verfasser den Stoff zu seiner „Moritat“ studiert hat. Operette und Kino, das sind nun einmal die sichersten Lockungen für das Volk, dem die Flucht in Sommerfrischen und Bäder verwehrt bleibt.

Als Sommerfrischen-Ersatz fanden im Raimundtheater auch heuer wieder die Schlierseer lebhaften Zuspruch und ihnen folgte die Erlbühne, die schon darum willkommen geheßen werden muß, weil sie ernstlich bestrebt ist, zum täuschenden Schein der alpinen Umwelt wirkliche Volkskunst zu gesellen. Ihrem zielbewußten Eifer verdanken wir diesmal eine zyklische Vorführung der Hauptbühnenwerke Karl Schönherr's in der Reihenfolge ihrer Entstehung, vom „Sonntag“ angefangen bis herab zum „Weibsteufel“ und zu „Volk in Not“, und es war erfreulich, zu beobachten, welche hohe Stufe ein Schauspielkörper zu erreichen vermag, der im klugen Begrenzen der Aufgaben seine Kräfte meistert und die im kleinen errungene Vollendung auch im großen ahnen läßt. Außer Schönherr's Bühnendichtungen brachten die Erl-Deute auch Rudolf Hawels Komödie „Der reiche Lehn“ zu neuen Ehren. Dagegen bedeutete die Uraufführung der vieraktigen Komödie „Das Fuchseisen“ von Hermann Greinz für ihre meisterlichen Darsteller kaum einen dauernden Gewinn. Man merkte zu sehr die Einflüsse, die Hauptmanns „Viberpelz“ und Bahrs „Quenilant“ auf diese episch breite Bühnenarbeit ausgeübt haben, und den Mangel bühnentechnischer Erfahrung vermochten die gut geschulten, bodenständigen Gestalten und der feine, liebenswürdige Humor des Verfassers nicht ganz auszugleichen. Gleichwohl wurde man sich schmerzlich bewußt, welche schöne künstlerische Sendung das Raimundtheater aufgegeben hat, als es sich der Operette zuwandte, und gelingt es der Erlbühne auch nicht, festen Fuß in Wien zu fassen, so darf uns doch jedes ihrer Gastspiele als

eine beherzigenswerte Mahnung gelten, der Pflege des Volksstückes nicht zu vergessen.

Zu ungewohnter Zeit, Mitte August, war heuer Barnowsky mit seinen Spielern vom Lessingtheater zu uns gekommen, um uns im Theater an der Wien zum zweiten Male die stolzeste Ruhmestadt seiner Spielleitung, den „Peer Gynt“, zu zeigen. Doch es war nicht klug, einer Überprüfung auszusetzen, was im Augenblick der ersten Überraschung über Gebühr bewundert worden ist. Worauf es bei der Aufführung von „Peer Gynt“ letzten Endes ankommt, die vieldeutige Dichtung von der Bühne herab verständlich zu machen, diese Aufgabe erschien diesmal noch weniger erfüllt als vor vier Jahren, wo man, geblendet von den Bühnenbildern Swen Gades, nicht nach dem tieferen Zusammenhang des phantastischen Geschehens fragte. Seither ist die Aufführung gelockert, der Zauber der Bühnenbilder verblaßt und übrig geblieben sind einige tüchtige schauspielerische Leistungen, die auf sich selbst gestellt waren und nicht zu einem Ganzen zu verbinden vermochten, was auseinanderstrebt. Darum konnte auch Herr Theodor Loos nichts ändern, dem der junge Peer Gynt besser liegt, als Herrn Ranßler, dem ersten Darsteller des Titelhelden. So bleibt die Hoffnung auf die Erfüllung dessen, was sich Barnowsky versagen mußte, nach wie vor auf das Burgtheater gerichtet, wie viele hübsche szenische Einfälle der „Peer Gynt“-Aufführung der Berliner Gäste auch nachzuzühnen sein mögen. Einen noch matteren Eindruck hinterließ die szenische „Aufmachung“ des alten Possenspieles „Datterich“ von Ernst Elias Niebergall und man stand vor einem Rätsel, wie diese freuchtfröhliche Schurre aus der Darmstädter Biedermeierzeit den Berlinern so sehr gefallen konnte, daß Barnowsky damit fast ein ganzes Spieljahr sein Auskommen fand. An Empfänglichkeit für die idyllischen Züge dieser poetisch verklärten Philisterkomödie hat es in Wien sicherlich nicht gefehlt und auch nicht am guten Willen, nach Verdienst zu würdigen, was ein phantasieroller Spielleiter selbst aus einer Bagatelle herauszuholen vermag. Zu groß aber war das babylonische Mundartengewirr, das auf der Bühne herrschte, und zu umständlich die Verwandlung der acht Bühnenbilder, als daß sich das rechte Behagen an der vorgetäuschten Weinseligkeit, die in Wirklichkeit Nüchternheit war, hätte einstellen können. Stand Barnowsky der szenische Apparat, den die Aufführung des „Datterich“ erfordert, nicht zur Verfügung, dann durfte er mit ihr nicht auf Reisen gehen. So bedeutend ist des

guten Niebergall Possenspiel wahrlich nicht, um auch eine unvollkommene Aufführung zu rechtfertigen. Immerhin konnte man sich zwischen Langweile und Ärger ab und zu der natürlichen Anmut erfreuen, die Fräulein Serwaes in der kleidsamen Biedermeiertracht entfaltet, sowie der versöhnungsvollen Ansätze zur Charakterkomik, die Herr Forest in der Titelrolle erkennen ließ.

Von den wenigen Wiener Bühnen, die sich, unbekümmert um Kriegsgewinn und Enthebungsforgen, Ferien gönnten, haben das Deutsche Volkstheater und das Stadttheater mittlerweile ihre Tätigkeit wieder aufgenommen. Stattlich sind die Listen der neu erworbenen Stücke und Darsteller, die Direktor Wallner und Jarno als Vorboten ihrer Taten ausschickten. Sollen alle die angekündigten Pläne und Entwürfe zum Gedeihen reifen, dann heißt es tüchtige Arbeit leisten. Mit Vollbampf setzt denn auch gleich das Deutsche Volkstheater ein. Kaum hatte es mit der Erstaufführung von „Gabriel Schillings Flucht“ eröffnet, ließ es eine Woche später schon wieder eine Neuheit folgen: Hermann Bahrs Komödie „Die Kinder“. Und beide Vorstellungen — die eine von Friedrich Rosenthal und die andere von Dr. Heinz Schulbau — waren gleich sorgfältig vorbereitet, sowohl im Dekorativen, wie in der Abtönung der Stimmungselemente. Beide Stücke waren für Wien nicht neu. Dennoch glaubte man sie zum ersten Male zu sehen. Um „Gabriel Schillings Flucht“ hatte sich die Volksbühne im ersten Jahr ihres Bestandes mit unzulänglichen Kräften bemüht und die „Kinder“ hatte man gelegentlich eines Gastspiels des Berliner Lessingtheaters als eine der schwächeren Bühnenarbeiten Hermann Bahrs kennen gelernt. Hauptmanns Bekenntnisdrama so zu geben, daß die tiefe Natursymbolik erkennbar würde, die bedeutsam in die Seelentragödie ihres Dichters hineinspielt und alles Dunkle in das helle Nordlicht rückt, blieb dem Deutschen Volkstheater vorbehalten. Zwei neue Kräfte, Fräulein Martha Trebitsch als Hanna Elias und Herr Raoul Usan als Schilling, führten sich vorteilhaft ein. „Die Kinder“ hat das Deutsche Volkstheater wohl ein wenig zu ernst genommen. Denn was sich hier tragisch anläßt, wird durch einen Kunstgriff wieder ausgeschaltet, der bedenklich an

die Wghaftigkeit der „Budapester“ erinnert. Wahr bleibt eben Wahr und jede seiner Wandlungen ist nur ein Beweis für die Unwandelbarkeit seines buntschillernden Wesens. Man darf seine geistreich zugeschlossene Dialektik nicht mit der Problematik Ibsens verwechseln und muß sie von vorneherein auf einen leichten Ton stellen, der eine Verwechslung der dramatischen Absichten unmöglich macht. Um besten traf diesen Ton Fräulein Bukovics und sehr frisch und echt wirkte wieder Herr Klitsch in der Rolle eines Naturburschen, dessen geistiger Vater auch Bernhard Shaw sein könnte. Aber die Eröffnungsvorstellung des Stadttheaters schweigt man besser. Budapest hat uns in den letzten Jahren so reichlich mit Jargonpossen versehen, daß es nicht auch noch des aus Deutschland importierten Lustspiels „Generalpardon“ von Robert Overweg bedurfte, um den Überdruß voll zu machen. Es wäre ein böses Zeichen, wenn die Mausechelkomik des von Overweg bekehrten Steuerhinterziehers Markus nicht ein Ende, sondern eine Fortsetzung der Geschmackverpöbelung bedeuten würde, die mit den „Meyers“ wie eine Landplage über Wien hereingebrochen ist.

Theodor Antropp.

### Eine Zeitschrift für Militärrecht.

Das erste Heft dieser Zeitschrift liegt vor. Herausgeber (Majorauditor, Privatdozent Dr. Albin Schager) und Verleger (Karl Harbauer, Wien) haben sich unzweifelhaft große Verdienste dadurch erworben, daß sie mitten im Kriege den seit Jahrzehnten in unserem Militärrichterstande fortlebenden Wunsch nach Schaffung einer dem Fortschritte dienenden Zeitschrift für das Militärrecht Österreich-Ungarns aufgegriffen u. der Verwirklichung zugeführt haben.

Hervorragende Juristen Österreich-Ungarns haben ihre Mitarbeit an diesem Werke zugesagt. Der ungarische Landesverteidigungsminister und die Generalschefauditoren des Heeres und der beiden Landwehren haben dem ersten Hefte warme Geleitworte gewidmet. Seinem reichen Inhalte entnehmen wir Abhandlungen über die verfassungsrechtlichen Grundlagen der Wehrmacht Österreich-Ungarns vom Landsturmoberleutnantauditor, Universitätsprofessor Dr. Hans Kelsen, über die militärischen Laien-

<input type="checkbox"/>	„Österreichische Rundschau“, LII., 5.	<input type="checkbox"/>
<input type="checkbox"/>	Redaktionschluß am 28. August 1917.	<input type="checkbox"/>
<input type="checkbox"/>	Ausgegeben am 1. September 1917.	<input type="checkbox"/>
<input type="checkbox"/>	Herausgeber: Leopold Freiherr von Chlumetzky, Dr. Karl Glossy,	<input type="checkbox"/>
<input type="checkbox"/>	Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.	<input type="checkbox"/>
<input type="checkbox"/>	Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Junker.	<input type="checkbox"/>

richter vom Landsturmoberleutnantauditor, Staatsanwalt Dr. Felix Frank und außerdem eine Reihe von Entscheidungen des Obersten Militärgerichtshofes, die nur in dieser Zeitschrift veröffentlicht werden.

### Drei Gedichte von Anton Wildgans.

Zu den im Heft 4 des III. Bandes veröffentlichten Gedichten von Anton Wildgans sind folgende Korrekturen zu beachten: In der zweiten Strophe des Gedichtes „Zu-eignung an die geliebte Landschaft“ soll es richtig heißen: „Wer sich besitzt, kann alles andre missen.“ In der fünften Strophe, Zeile 7, dieses Gedichtes ist statt: „Schneewaldenwind“ richtig „Schneehaldenwind“ zu lesen. Für das zweite Gedicht hat der Dichter den Titel „Einsamer Abend“ gewählt.

### Büchereinfluss.

Zwei Jahrhunderte deutscher Malerei. Von den Anfängen deutscher Tafelmalerei im ausgehenden vierzehnten bis zu ihrer Blüte im beginnenden sechzehnten Jahrhundert. Von Curt Glaser. München 1916, Verlag F. Bruckmann u. G. G. H. M. 8'50, in Leinen gebd. M. 11'50.

Gedächtnisfeier der Universität Wien für weiland Seine Majestät Kaiser Franz Josef I. am 2. Dezember 1916. (Ansprache des Rektors Dr. Emil Reich. — Gedenkrede des Dekans Dr. Alfons Dopich.) Wien 1917, Verlag Adolf Holzhausen.

Opfer. Kriegs- und Friedenswerke an der Donau. Von Karin Michaele's. Wien 1917, Manz-Verlag. Geh. K 4'—.

Unter Kämpfen in den Karpaten. Von Karl Münchberg, Leutnant der Reserve. Stuttgart und Berlin 1917, Deutsche Verlagsanstalt. M. 1'30.

Friedrich Schlegel als politischer Denker und deutscher Patriot. Von Dr. Richard Volpers. Berlin und Leipzig 1917, B. Behrs Verlag (Friedrich Feddersen). M. 5'—.

Eisen und Blut. Roman von Karl Hans Strobl. (Zweiter Band von „Bismarck“.) Leipzig 1917, Verlag L. Stackmann.

Die Friedensziele. Ihr Ursprung, anfänglicher Sinn und allmählicher Wandel. Von Professor Dr. Hans Bruh. München und Leipzig 1917, Verlag Duncker & Humblot.

Triest und seine Aufgaben im Rahmen der österreichischen Volkswirtschaft. Von Herrenhausmitglied Alfred Fischer. Wien 1917, Manz'sche k. u. k. Hof-, Verlags- und Universitätsbuchhandlung.

Das Abenteuer im Geste. Novellen von Emil Alphons Reinhardt. Berlin 1917, Verlag S. Fischer. Geh. M. 3'50, gebd. M. 4'50.

Erinnerungen eines Konsuls (1871—1887). Von Friedrich Schwan. Wien und Leipzig 1917, Verlag Wilhelm Braumüller. K 3'—.

Friedensziele — Kriegsziele. Ein Beitrag zur Lösung der nationalen Fragen in Mittel- und Osteuropa und der politisch-staatlichen Zukunft Mittel- und Osteuropas. Von Richard Kamillo Hentsch. Annaberg in Sachsen 1917, Grafers Verlag (R. Liesche). K —'50.

Aber die Sicherheit und die Grenzen geschichtlicher Erkenntnis. Von Adolf v. Harnack. München 1917, Verlag von R. Oldenbourg.

Begabungsschulen. Freie Bahn der Deutschen Jugend. Von Dozent Dr. Max Apel. Berlin-Charlottenburg. Deutsches Verlagshaus Vita, G. m. b. H. M. 1'—.

Vom Kriege. Von Karl v. Clausewitz. Um Veraltetes gekürzte Ausgabe, herausgegeben von Arthur Schurig. Leipzig 1917, im Insel-Verlag.

Polenlieder deutscher Dichter. Gesammelt und herausgegeben von St. Leonhard. Zweiter Band. Krakau 1917, Zentralverlagsbureau des Polnischen Obersten Nationalkomitees.

Vom heutigen Deutsch-Österreich. Von Professor Dr. Robert Sieger. (166. Flugschrift des Dürer-Bundes.) München, Verlag von Georg v. W. Callmey. K —'80.

Ein Märchen an der Schelde. Von Eugen Demolder. Abertragen von Stefanie Strizek. München, Verlag Georg Müller.

Geist und Leben. Die Schaffenden, die Vermittler und das Publikum. Von Arthur Trebitz. Berlin 1917, Verlag Wilhelm Vorgräber. M. 1'—.

Goethe-Kalender. Begründet von Otto Julius Bierbaum. Auf das Jahr 1917 herausgegeben von Carl Schüde de Kopf. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.

Josef Unger. (Das Elternhaus — die Jugendjahre 1828—1857.) Biographischer Beitrag von Dr. S. Frankfurter. Wien und Leipzig 1917, Verlag Wilhelm Braumüller. K 3'60.

Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen. 21./22. Heft: Städtische Wohnungspolitik. Von Dr. Richard Weiskirchner, Bürgermeister der Stadt Wien. (K 2'—.) — 23./24. Heft: Betrachtungen über den staatsfinanziellen Wiederaufbau Österreichs. Von Dr. August Freiherrn v. Engel, k. k. Finanzminister a. D. (K 2'—.) Warnsdorf 1917, Verlag Ed. Straube.

Die neuen Steuern und Gebühren. (Kriegszuschläge, Totalfakturen- und Buchmachergebühren, Fäudmittelsteuer, Kriegsgewinnsteuer, Post- und Eisenbahngebühren.) Von kais. Rat Dr. Ernst Hirsch, Redakteur der „Wiener Zeitung“. Wien 1917, Verlag von Moriz Perles, k. u. k. Hofbuchhandlung K 2'40.

Lexikon der Gesundheitspflege für jedermann. Von Oberstadtphyikus Dr. August Böhm und Dr. Adolf Kronfeld. (1.—2. Lieferung.) Wien 1917, Verlag von Moriz Perles, k. u. k. Hofbuchhandlung. Preis jeder Lieferung K 1'50.

Europas Frieden. Von Dr. N. Poukimenos. (Heft 34 der von Professor Dr. Franz v. Mannen herausgegebenen Sammlung „Bibliothek für Volk- und Weltwirtschaft.“) Dresden und Leipzig 1917, Wissenschaftliche Verlagsanstalt „Globus“. M. 2'50.

Verkehrspläne der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien. Mit vollständigem Verzeichnis der Straßen und Sehenswürdigkeiten. Wien 1917, kartographische Anstalt G. Freytag & Berndt. K 2'—.

Ein deutscher Arzt am Hofe Kaiser Nikolaus I. von Rußland. Lebenserinnerungen von Professor Martin Mandl. Herausgegeben von Veronika Ullrich. München und Leipzig 1917, Verlag von Duncker & Humblot. Gbd. M. 7'50.

Vom Lebenswege. Gesammelte Vorträge und Aufsätze von Friedrich Jodl. Herausgegeben von Wilhelm Böner. Vollständig in zwei Bänden. Zweiter Band. Stuttgart und Berlin 1917, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. Geh. M. 18'—.

Die hier angezeigten Bücher können durch R. Lechner, (Wilhelm Müller), k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhandlung, Wien I., Graben 31, bezogen werden.

<input type="checkbox"/>	Redaktion und Administration: Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telephon 10.817.	<input type="checkbox"/>
<input type="checkbox"/>	Sprechstunde: Täglich von 12 bis 1 Uhr mittags.	<input type="checkbox"/>
<input type="checkbox"/>	Für Manuskripte belletristischen Inhaltes wird vorherige Anfrage erbeten.	<input type="checkbox"/>
<input type="checkbox"/>	Unserlangte Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgestellt.	<input type="checkbox"/>
<input type="checkbox"/>	Verlag: Wien und Leipzig: Buchdruckerei und Verlagshandlung Carl Fromme, Gesellschaft m. b. H.	<input type="checkbox"/>

Das meist verbreitete und angesehenste  
Wirtschaftspolitische  
Organ der Monarchie ist:

## „Der Oesterreichische Volkswirt“

Herausgeber:

Walther Federn u. Dr. Gustav Stolper.

Erscheint jeden Samstag.

Reicher gediegener Inhalt, verlässliches Urteil,  
vornehme Darstellungsweise, unabhängige und  
kritische Stellungnahme zu allen Fragen der  
gesamten Wirtschafts- und Sozialpolitik,  
Gesetzgebung und öffentlichen Verwaltung.

Die Beilage „Die Bilanzen“ veröffentlicht  
kritische Besprechungen der Rechnungsab-  
schlüsse aller größeren Aktiengesellschaften.

Redaktion und Administration:  
Wien IX/1, Porzellangasse 27.

Bezugspreis jährlich K 28.—, mit Beilage K 42.—.

Wer sich für Wirtschaftspolitik und  
Finanzwesen interessiert, verlange Probenum-  
mern und halbjähriges Inhaltsverzeichnis!

## SÜDBAHNHOTEL SEMMERING

2 Stunden von Wien, 1000m Seehöhe,  
Motel ersten Ranges, 300 Zimmer, das  
ganze Jahr offen, völlig windgeschützte  
:: Lage, herrliches Alpenpanorama ::

Erstklassiges Restaurant, Neues Café

mit aussichtsreichen Terrassen. Treffliches Terrain  
für alle Arten von Sommer- und Wintersport.

Die Hotelverwaltung.

## Rennen in der Freudenau.

Die Septemberrennen werden 6., 8., 9., 11., 13.,  
15., 16., 18. und 20. September abgehalten.

Beginn um 2 Uhr Nachmittag.



Telephon 34573.

Telephon 34573.

## Alois Kolb

k. u. k. Hof-Anstreicher und Lackierer

Kontrahent der k. k. österr. Staats-  
bahnen und der Gemeinde Wien

Wien VII/2, Lindengasse 12.

## Banca Commerciale Triestina.

Zentrale: Triest.

Filialen: Görz, Rovereto, Spalato, Trient.

Agenturen:

Cortina-d'Ampezzo, Mezolombardo, Monfalcone  
und Pola.

Besorgung jeder Art von Bankgeschäften.

Direkte Verbindungen an allen bedeutenderen Plätzen des  
Weltverkehrs.

Kreditbriefe.

## OBSERVER

Telephon Nr. 12.801.  
Unternehmen für Zeitungsausschnitte  
WIEN I, Concordiaplatz 4.

55) Liest sämtliche Wiener Tages-Journale, ferner alle hervorragenden Blätter  
der öst.-ung. Monarchie und des Auslandes (welche in deutscher, französischer,  
englischer und ungarischer Sprache erscheinen), sowie alle wichtigeren  
Fach- und Wochenschriften und versendet an die Abonnenten jene  
Zeitungsausschnitte, welche sie persönlich (oder sachlich) interessieren.  
Der „OBSERVER“ ist in der Lage, aus allen wichtigeren Journalen des  
Kontinents und Amerikas seinen Auftraggebern Preisstimmungen (Zeitungsausschnitte) über jedes gewünschte Thema schnellstens zu liefern.

K. k. priv. österreichische

## VERSICHERUNGS-GESELLSCHAFT „DONAU“

Wien I, Schottenring Nr. 13.

Die 1867 gegründete Gesellschaft leistet zu den billigsten Prämien und vorteilhaftesten Bedingungen

Feuer-, Hagel-, Glas- und Einbruchsdiebstahl-Versicherungen, sowie See-, Fluß- und Landtransport-Versicherungen.

Ferner übernimmt sie: Lebens-, Aussteuer- und Renten-Versicherungen in allen Kombinationen zu liberalen Versicherungsbedingungen und billigen Prämien, zum Beispiel: mit garantiert steigender Prämienverminderung, mit garantiert steigender Versicherungssumme, mit garantierten Erlebens-Bonifikationen, mit vielfachen Optionen bei Erreichung des Endtermins der Versicherung mit Prämienbefreiung und Rentenzahlung im Invaliditätsfalle infolge von Unfall und Krankheiten etc.

Aktienkapital: 3 Millionen Kronen (vollbezahlt) und Reserven am 1. Jänner 1917: 71 Millionen Kronen, somit Gesamterlösmögen am 1. Jänner 1917: 74 Millionen Kronen.

Jahres-Prämien-, Gebühren- und Zinsen-Einnahme: 30 Millionen Kronen.

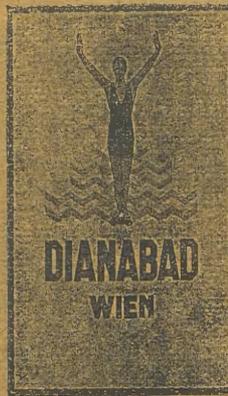
Auskünfte werden bereitwilligst erteilt am Sitze der Gesellschaft in Wien, ferner bei den Direktionen für Ungarn in Budapest, für Italien in Mailand, sowie bei sämtlichen General-, Haupt- und Lokal-Agentenschaften.



# Luxus- und Lastautomobile Elektromobile

# Oesterreichische Daimler-Motoren-Aktiengesellschaft

**Fabrik: Wiener-Neustadt  
Kommerzielle Direktion:  
Wien I., Körntnering 17**



**Einbanddecken**  
zum Bd. LI, sowie zu allen früheren Bänden der **Österreichischen Rundschau** können zum Preise von K 1.40 (mit Postzusendung K 2.70) durch alle Buchhandlungen, den Verlag und die **Administration der Österreichischen Rundschau** Wien I., Bräunerstraße 4-6 bezogen werden.



K. k. priv. Bank und Wechselstuben-Actien-Gesellschaft

Wien I., **„MERCUR“** Wollzeile 1.

Aktienkapital: K 60,000,000. Reservefonds: K 29,000,000.

Kulanzeste Durchführung aller bankgeschäftlichen Transaktionen, insbesondere: An- und Verkauf aller Gattungen Renten, Obligationen, Staatspapiere, Aktien, Prioritäten, Pfandbriefe, Lose sowie von Devisen, Valuten und Münzen etc. Vermietung von Stahlschrankens (Safe-Deposits), Speciallagen auf Bittel von K 100 aufw. Die Rentensteuer trägt die Bank. Abonnement auf das Verlosungsblatt „Mercur“ und dem „Anzeiger aufgehobener Wertpapiere und Abnehmer Urkunden“ (gemäß kais. Verordnung vom 31 August 1915 im anzt. Auftrage herausgegeben). Börsenordere für die Wiener und alle ausländischen Börsen. Ankaufe auf alle mündlichen und schriftlichen Anfragen, die sich auf bank- und börsenmäßige Transaktionen beziehen, kostenfrei. Geschäftsstelle der K. K. Klassenlotterie.

Verlag von Carl Fromme, G. m. b. H., Wien und Leipzig.

# England und der Kontinent.

Von Alexander von Peez.

==== **Neunte Auflage.** ====

Preis K 1.20 = Mk. 1.—.

HOUSTON STEWART CHAMBERLAIN äußerte sich über das Werkchen: „Von allen Büchern zu dem Gegenstande ist es das interessanteste und gründlichste; in einer demnächst erscheinenden Arbeit habe ich es auf das dringendste empfohlen“.

In seiner Broschüre: Neue Kriegsaufsätze sagt er auf Seite 61: „Ich empfehle dieses Buch auf das allerwärmste: jeder sollte es lesen“.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**